Gustav Schröer

Die Flucht von der Murmanbahn

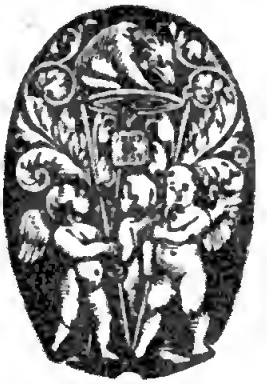
Digitized by Google

Die Flucht von der Murmanbahn

Nach den Berichten eines Torgauer Huſaren

von

Guſtav Schröer



Siebentes Tauſend

G. Grote'ſche Verlagsbuchhandlung
Berlin 1918

PRINTED IN GERMANY

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in andere Sprachen und das des Nachdrucks einzelner Teile, vorbehalten.

Copyright by G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin 1917.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

280780
JUL 18 1924
F0813
.SCH7

1

In den Krieg und — in die Gefangenschaft

Liegt da auf einer Hochfläche Thüringens, die von der Saale umspült wird, ein größeres Dorf. So reichlich sechshundert Menschen wohnen da und sind alles Landwirte. Der Boden gibt freiwillig nur Brombeergerank. Müssen sich redlich plagen, die Leute, und an den hängigen Feldern sind langhin unendliche Haufen grauer Steine aufgeschichtet, die fleißige Hände von den Äckern lesen. Aber ob sie schon wacker dahinterher sind, das Land rein zu machen, so liegen doch die flachen, schiefrigen Platten noch wie gesät. Der Pflug wühlt sie immer aufs neue auf. Und doch gibt der Boden, was genügsame, schlichte Menschen bedürfen, gibt es sogar reichlich. Nur eben: Feiern darf keiner. Essen da alle buchstäblich ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts.

Aber obschon die Hochfläche selbst nichts Interessantes bietet, und das Auge müde, ja ein wenig traurig wird, wenn es über das wellige Land mit seinen zahllosen Steinhalden und herein langenden Waldzungen streift, lieb haben wir das Land doch wie nur einer seine Heimat, und als wir hinaus zogen gegen den Feind, da haben wir ebenso freudig ge-

ſchworen, unſere Scholle wacker zu verteidigen, wie es der Sohn der fruchtbaren, üppige Ernten zeitigenden Ebene tat.

Hat auch viel Schönes, die Heimat am Ufer der blitzblanken, flinken Thüringer Saale. Steil fallen die waldigen Hänge zum Fluſſe ab, das enge, ſchluchtartige Tal iſt unendlich reich an Reizen, und wer da wandert, dem wird das Auge hell und der Blick weit.

Aus den Fichten- und Tannenwäldern an den Hängen ragen ſteilwandige Felſen empor. Die haben wir als Jungen an den Sonntagnachmittagen im Sommer aufgeſucht und ſind an ihnen empor geklettert. Habe nicht gemeint, daß ich das noch einmal würde brauchen können, und mußte hernach daran denken, als wir ohne Weg und Steg in den norwegiſchen Klippen wanderten, nicht herunterkommen konnten zu den Häuſern, die wir drunten ſahen, und mit den letzten, allmählich verſagenden Kräften der Freiheit zuſtrebten.

Und noch ein anderes, das ich in Jugendtagen übte, hat mir den Weg in die Freiheit gebahnt. Das Kartenleſen, das wir bei dem wackeren Lehrer lernten. Darin habe ich mich vervollkommnet, als in unſerem Dorfe die Bauern eines der Rittergüter kauften, es unter ſich aufteilten, und ich dem Kataſter-Beamten der Kreisſtadt bei den Vermeſſungsarbeiten half. Da iſt mir die Achtung vor den kleinen und kleinſten

Strichen auf den Kartenplänen aufgegangen, ich habe den Kompaß brauchen und verſtehen gelernt und habe gelernt, im kleinſten Striche der Karte einen Fluß zu ſehen, der zu einem Hinderniſſe werden kann, das man nur ſchwer überwindet. —

Am 3. Oktober 1913 bin ich als Freiwilliger zu den Torgauer Huſaren gegangen und gehörte der zweiten Schwadron an.

War eine luſtige Zeit, wenn wir auf flinken Pferden durch das Land trabten, im Manöver den Ernſt darſtellten, Patrouillen ritten im fremden Gelände und uns von der Karte führen ließen. Iſt ja verhältnismäßig leicht, nach den guten deutſchen Generalſtabskarten zu reiten. Ganz anders als hernach, da wir den Weg quer durch Finnland an Hand einer Karte aus einem ruſſiſchen Schulatlas ſuchen mußten.

Was iſt es doch gut, daß man, in der Umgebung der Garniſon ſowohl, als im Manöver, des öfteren ganz auf ſich geſtellt iſt. Da wächſt das Selbſtvertrauen, da lebt die deutſche Art auf, die kein Unmöglich kennt, die mit ſcharfem Auge die Gelegenheiten prüft und im raſchen Entſchluſſe zugreift, ſo daß gleichſam jeder Hieb in der richtigen Kerbe ſitzt.

„Soldaten, das ſein luſt'ge Brüder," Huſaren zumal. Den Gaul zwiſchen den Schenkeln, die liebe, bucklige Erde unter ſich, ein Paar helle Augen im Kopfe, hei, woran ſollte es dann fehlen?

„Wilhelmus Rex, unſer König und Held, wir jagen den Teufel für dich aus der Welt.“

Friſch und froh ritten wir im Juli 1914 nach Oſten, dem Warthelager zu. Waren da am achtundzwanzigſten Juni weit drunten im Süden der öſterreichiſche Thronfolger und ſeine Gemahlin einem Bubenſtreiche zum Opfer gefallen. Und hinter der Schandtat ſollten, munkelte man, Regierende ſtecken. Pfui Teufel! Daß wir ihnen über die Köpfe dürften, den Zigeunern!

Öſterreich will ſich die Niedertracht nicht gefallen laſſen. Na, ſelbſtverſtändlich doch. Iſt ja gerade, als wenn mir einer daheim erſt das Dach vom Hauſe reißt und dann, wenn ich dazu die Hände in den Schoß lege, kommt und mich zuletzt ſelber vom Hauſe jagt.

Liegt ſeit dem Mordtage ſo etwas wie Gewitterſtimmung in der Luft. Ich bin das aus den Bergen her gewöhnt. Stunden, auch wohl einen halben Tag lang hängt die Wand über den Höhen. Die Leute gehen ihrer Arbeit nach, aber wenn ſie aus dem Hofe treten, ſo ſchauen ſie nach dem Himmel. Wird es halten? Wird es kommen? Was kann man ſagen! Das kann ſo werden und ſo. Wir wollen es wagen. Und ſie ſchreiten hinter dem Wagen drein auf das Feld, ſpannen die Stiere vor den Pflug, ackern und ſchauen über die Tierköpfe hinweg nach dem Hori-

zonte. Will doch nicht weichen, das Wetter. Dann macht ſich der Wind auf. Nun geht es auf die Entſcheidung los. Entweder oder. Das quirlt und wogt und rauſcht und — verfliegt. So iſt es gut gegangen. „Hüh," wir können weiter ſchaffen.

Oder aber, der Wind legt ſich dahinter, die Wand kommt ins Wandern, gelbes Licht fliegt darüber, Zacken wachſen aus dem laſtenden Gewölk heraus, ganze Berge mit fahlen Rändern ſchießen empor, und wie aus der Unterwelt herauf wacht ein drohendes Murren auf.

So haben wir in den erſten Julitagen nach dem Süden geſchaut, wo die Wetterwand ſtand. Sie ſtand und ſtand. Ein leichter Wind flog über das Land. Gingen Verhandlungen hin und her. „Paßt auf, ſie renken es doch wieder ein." Und die Lanzen hatten ſchon locker geſeſſen und die Säbel luſtig geklirrt. Das Reden über die Zukunft ſchlief ein. Krieg? Tja, das hat es ſchon oft geheißen und iſt nichts geworden.

Aber die Wand ſtand. Dann fuhr der richtige Wind darüber. Das war das Ultimatum Öſterreichs. Wie wir lauſchten und die Ohren ſpitzten. Jetzt war auch das ferne, dumpfe Gewittergrollen da. Rußland ſoll ſich an Serbiens Seite ſtellen. Rußland? Wir reiten ja gradewegs auf die Moskowiter los. Reiten und ſingen und plaudern und rauchen. Übernachten

da und lagern dort, ſcherzen mit den Mädchen und ſetzen die Mützen unternehmend auf das linke Ohr, wenn wir in den Stiefeln mit den blanken Schäften durch die Dörfer ſtolzieren. Sitzen aber beim Reiten locker in den Sätteln, ſo, als ob jeden Augenblick das Signal: Zur Attacke, kommen könnte.

Und dann wird es keine Attacke. Heim in die Garniſon. Heim, wo wir doch ſchon ſo nahe an Rußland heran waren.

„Was hat der Soldat zu halten?“ Das Maul.

Alſo kehrt. Am neunundzwanzigſten Juli mit der Bahn zurück nach Torgau.

„Es geht los, Kamerad, es geht los.“ Man kann kaum ſprechen vor Herzbeklemmung.

„Na, dann geht das eben los.“

„Ob ſie es ſich nicht am Ende doch wieder anders überlegen?“

„Menſch, wenn der deutſche Kaiſer einmal ſeine Huſaren kehrt machen läßt, daß ſie die Plempe ſchärfen und die Lanze, dann is das nich für die Katze. Nee, nu geht das los.“

Der Sonnabend bringt die Mobilmachung.

Wir werden eingekleidet. Grau, alles grau. Die bunte Uniform iſt ſchmuck, aber das Grau hat auch ſein Gutes. Iſt nun ſo was Gleichmäßiges. Wie in der Farbe, ſo in der Art. Alle von einem Stamme, alle hinter einer Sache her, alle gleich,

einer wie der andere. Feldgraue ſagt man jetzt, nicht mehr: Huſar, Artilleriſt, Küraſſier. Feldgraue. Das iſt ſchön. Iſt ein haſtiges Arbeiten auf dem Kaſernenhofe, in den Mannſchaftsſtuben, den Bekleidungsämtern, geht aber alles, als wenn an einer Maſchine jedes Rad und jede Welle gut geſchmiert iſt. Der Maſchinenführer hat den Hebel herum geriſſen, und nun rollt und ſurrt das alles wie von ſelbſt. Man ſieht gar nicht mehr, welch ungeheure Leiſtung an Nachdenken und Anpaſſen und Ausprobieren dahinter ſteckt. Jetzt rollt das Ganze.

„Wohin denn nun?“

„Menſch, wohin? Erſt verkloppen wir die Franzoſen, dann den Tolpatſch über der Weichſel drüben.“

„Ach ſo.“

So ungefähr dachten wir uns das. Erſt den Franzoſen. Zweizüngiges Volk, das auf ein ehrliches Wort hin ſagt: „Frankreich wird tun, was ihm ſeine Intereſſen gebieten.“ Iſt das eine Art? Heraus mit dem Wort oder mit der Plempe.

Und gleich darauf war es ja dann ſoweit.

Am Sonntag Abende das ganze Regiment mit Muſik zum Bahnhofe. Und wenn die Muſik ausſetzt, dann ſingen wir los. „Deutſchland, Deutſchland über alles“ und: „Heil dir im Siegerkranz.“ Im Siegerkranz! Ja, das ſoll's wohl werden. Die Pferde tänzeln und gehen zierlich wie die Rehe. Wir

ſtreicheln ihnen die Mähnen. Haben unſere Gäule ſchon immer lieb gehabt, aber jetzt ſind ſie uns doch, weiß Gott, noch tauſendmal mehr als ehedem. Reiter und Roß. Und Roß. Eines iſt das.

Tücherwehen und glänzende Augen und: Tücher vor dem Geſicht und tränende Blicke. O ja, man kann das verſtehen. Es geht ja doch in den Krieg, und obſchon es verdammt luſtig iſt, es kann doch immerhin der und jener ... Ach was, danach haben wir nie gefragt. Los. Ran an den Feind!

Die Witzbolde ſind an der Arbeit, und wir ſind wie die Kinder. Als ob es auf das Weihnachtsfeſt zuginge. Iſt ja inzwiſchen ein hölliſch kalter Wind über die Begeiſterung vom Auguſt vierzehn gefahren, aber unterkriegen kann er ſie nicht. Das iſt, wie wenn die Bäume den Herbſt überſtehen und den Winter. Und ob das letzte Blatt fällt, die Knoſpen bleiben. In denen lebt es und bricht hervor, weil es muß und ſeine Zeit da iſt. Der Baum bleibt, der das innerſte Leben trägt. Wird in Ewigkeit aus einer deutſchen Eiche kein krüppelhafter Schlehdorn.

Dienstag früh um zwei Uhr werden wir in Aachen ausgeladen, mittags um elf überſchreiten wir die belgiſche Grenze, und am Abende haben wir das erſte Gefecht mit belgiſchen Ziviliſten und den erſten Verwundeten.

Nun geht es, bald zu Fuße, bald zu Pferde, durch Belgien durch. Der Feind hält wenig Stand. Einmal ſind wir zum Gefecht aufgeritten, da nimmt der Gegner Reißaus. Ein andermal nehmen wir ein Bataillon ſamt dem Major gefangen. In belgiſchen Dörfern ſchießt das Volk auf uns. Wir umſtellen eines der Neſter, und die Artillerie haut etliche Salven hinein. Dann räumen wir aus.

Der Krieg hat doch ein ander Geſicht, als wir es uns vorſtellten. Nicht, daß uns Verluſte in den eigenen Reihen überraſchten, aber wenn ſo ein wackerer Kerl von einem im Bürgerkleide über den Haufen geknallt wird, dann gehört da wahrhaftig die eiſerne deutſche Diſziplin dazu, um nicht alles kurz und klein zu ſchlagen.

Am einundzwanzigſten Auguſt geht's dann nach Frankreich hinein.

Das iſt wieder Krieg, wie ihn ein Huſarenherz ſich wünſcht. Reiten und jagen, preſchen, daß der Dreck ſtockwerkehoch fliegt, und immer vorwärts, vorwärts.

Hurra, General von Kluck!

Hernach: Was denn? „Ja, Menſch, das geht ja zurück!“

„Hm, ja, das kann wohl mal vorkommen. Morgen ſind wir wieder da.“

Ach Gott, zurück, zurück! Wir reißen die Köpfe

in den Nacken. Geht's auch auf hart, wir beißen's durch. Also zurück. Sie wissen oben schon, was sie machen. Da kann man nicht dreinreden.

Aus den flinken Reitern werden Kämpfer zu Fuße. Wer uns gesagt hätte, daß deutsche Husaren im Schützengraben liegen müßten! Aber Feldgraue sind wir. Was Husar, was Infanterist. Feldgrau liegt es nebeneinander. Wir mitten drunter. Vor Arras fünf Tage, vor Ypern vier Wochen. Die Pferde stehen in Roubaix. Von da aus marschieren wir in die Stellung. Immer drei Tage im Graben, drei Tage in Ruhe. Sind wir schon keine Reiter mehr, so sind wir doch Soldaten. Und, ja, wie sagt doch das Lied? „Soldaten, das sein lust'ge Brüder."

Eine Zeitlang war ja die Stimmung gedrückt, aber der Mißmut ist abgelaufen wie Regenwasser. Wir sind längst wieder oben auf. Der Rotwein ist gut. Im Osten hat Hindenburg die Russen geschlagen. Daß man da hätte dabei sein können! So jagen, jagen mit Hurra und Drauf, was wäre das schön gewesen! Auch unsere Zeit muß wiederkommen. Bis dahin halten wir eben aus. Und wenn befohlen wird, daß wir uns in dem gottheillosen Schlamme in Amphibien verwandeln, na, dann zu. Wird schon gehen, obschon ich für einen Frosch noch mächtig warmes Blut habe.

Unsere Verluste im Graben sind gering. Es

fehlt an nichts. Nicht an Rauchbarem, nicht an Trinkbarem. Auch die Briefe von daheim kommen an. Der Nachbar hat ſich als Freiwilliger geſtellt, war ſchon immer ein tüchtiger Kerl. Die reiche Ernte iſt gut eingebracht. Na und da oben bei Ypern, das wollen wir ſchon drehen.

Halt, das müſſen wir den Kameraden überlaſſen.

Wir ſteigen zu Pferde. Es geht gegen den Ruſſen, es geht gegen den Ruſſen!

Am ſechzehnten November ab von Roubaix, quer durch Belgien.

O ja, man ſieht doch allerhand vom Kriege. Herrgott, wenn das ſo über unſer Vaterland dahin gebrauſt wäre!

Daß ſie von Weſten heraufkommen, davor wird uns die Mauer, die ſich hinter uns immer feſter auswächſt, bewahren und im Oſten, na — nun kommen wir und vollenden den Rehraus.

Mitten durch das Vaterland fahren wir. Liebes, herrliches Vaterland, ihr lieben, deutſchen Mädels, die ihr uns auf den Bahnhöfen begrüßt und labt, überreichlich, ſo daß wir beim beſten Willen gar nicht alles verzehren können, das ihr bietet. Wie ihr lacht, wenn wir ſcherzen und unſere Neckereien erwidert. Und über euch ſollten die Moskowiter kommen oder die Rothoſen oder die breitmäuligen Engländer? Nicht eher, Mädels, als bis ſie uns alle aus den Sätteln

gehauen haben, uns herabgehauen und die anderen niedergeſchoſſen. Und das, das können ſie nicht. Da ſeid getroſt und lacht und ſcherzt.

Mütter ſahen wir und Väter. Etliche ſchon in Schwarz, um die Lippen den feinen Zug, den der Schmerz eingräbt. Die hatten dem Kriege ſchon Opfer gebracht.

Weiter trägt uns der Zug durch das Vaterland, über dem nachklingend noch die frohe Stimmung liegt, die Hindenburgs Siege geweckt. Und auch wir ziehen gegen die Ruſſen, auch wir werden unter dem Manne kämpfen, deſſen Name wie ein großer, hell leuchtender Stern aufgetaucht iſt.

Als wir nicht weit von Lautenburg in Weſtpreußen ausgeladen wurden, hatten wir ſchon allerlei von dem Zerſtörungswerke der Ruſſen geſehen. Das tat jedem einzelnen weh.

Auch in Belgien lagen Dörfer in Trümmern. Wir ſelber hatten richtend hart zugreifen müſſen, aber das war gerechte Notwehr geweſen gegen Leute, die, im Bürgerrocke eigentlich abſeits des Krieges ſtehend, ſich zu Meuchelmördern hergegeben hatten. In den Oſtprovinzen aber, davon waren wir überzeugt, hatte keines Bauern Hand nach dem Gewehr gegriffen, obſchon es tauſendmal eher zu verſtehen geweſen wäre als im Weſten.

Ging ein heißer Atem über das Land. Rächen

wollten wir, was die Ruſſen an der Unſchuld geſündigt! Ein Rachezug, der Zug über die Grenze. Brennt jedes Herz. Das ſollen ſie büßen!

In Lautenburg lagen wir nur kurz im Quartier. Der Alarmruf raſte durch die Straßen. Ho hopp, auf die Pferde und mit Hurra über die ruſſiſche Grenze. Sind wir nicht Huſaren? „Die wilde Jagd und die deutſche Jagd auf Henkersblut!“

Daß wir ſie zu Geſicht bekämen! An der erſten Unternehmung, zu der Gelegenheit iſt, muß ich teilnehmen.

Eine Nacht bringen wir in einem der großen, ummauerten Gehöfte, die da verſtreut liegen, zu.

Am vierundzwanzigſten November früh wird eine Patrouille geſtellt.

Mit muß ich! Wer wird führen? Sergeant Niemann. Umſo beſſer. Zu dem kann man Vertrauen haben. Ich weiß, daß er ſicher und gewandt iſt und bei allem Draufgehen doch nie unklug handelt und die Beſonnenheit verliert.

Dreizehn Mann einſchließlich des Führers. Dreizehn. Ich muß mal irgendwann gehört haben, das ſei eine Unglückszahl. Darüber muß ich lachen.

Alſo: Die Patrouille ſtößt nach Süden vor, wenn möglich bis gegen die Weichſel, um feſtzuſtellen, ob und wie weit das Land vom Feinde frei oder beſetzt iſt.

Vorgeſehen ſind zwei Tage, aber wir nehmen Konſerven auf drei mit.

Gegen die Weichſel. Hm, wie weit iſt das eigentlich? So etwa 120 Kilometer, ſagt einer. Donnerwetter, ein ganzes Ende! Na, wenn's ein friſches Reiten wird, dann kann es nicht weit genug ſein, und ſind ſo etliche Kreuz- und Querſprünge nötig, ſo macht es auch nicht viel aus. Die Pferde ſind ausgeruht. Sergeant Niemann reitet einen neu eingezogenen Gaul. Iſt kernig und ſchnittig, aber noch zu friſch. Das Tier will keinen Graben nehmen. Es geht flott und ſicher, aber wenn ein Graben kommt, den unſere Pferde ſpielend nehmen, ſo klettert es diesſeits hinab, jenſeits hinauf. Obſchon das raſch geht, kommen wir anderen dabei doch immer ein paar Schritte voraus.

Habe ſo meine Bedenken dabei und meine, wenn man das Tier hochreißt und ihm die Sporen einſetzt, dann muß ihm die Kletterei wohl auszutreiben ſein. Bin es ganz zufrieden, als mir der Sergeant am anderen Morgen einen Tauſch vorſchlägt. Ich will das Pferd wohl vorwärts bringen.

War ein kalter Novembermorgen, als wir am vierundzwanzigſten früh losritten. Schnee lag wenig, aber der Wind zog ſcharf über die Felder. Die Fernſicht war nicht eben groß, die Luft dieſig und grau. Da und dort tauchten Gehölze auf. Kiefern-

wälder, und eine wunderbare Ruhe lag über dem Lande.

War denn hier eigentlich auch Krieg? Ich meinte, dort um die Ecke müsse ein Bauernwagen kommen, und der Bauer müsse in den Forst fahren, um Waldstreu zu holen, wie wir das um die Zeit daheim taten, oder aus dem flachen Hohlwege herauf müsse ein Düngerwagen auftauchen, nebenher der Knecht, die qualmende, kurze Pfeife im Munde.

Das Lederzeug knackte und knarrte. Unser Führer äugte scharf voraus und nach rechts und links, und wir wandten uns oft, um nach rückwärts zu beobachten, ob irgendwo Kosaken auftauchten. Ich war rechtschaffen neugierig auf sie, sollten ja hervorragende Reiter sein.

Stunden und Stunden ritten wir. Immer nach Süden. Wir richteten uns nach dem Kompaß. Was doch so ein Nädelchen im kleinen Messinggehäuse für ein zuverlässiges Ding ist! Gradezu lieb haben muß man es. Läßt sich nicht irre machen. Als ob es sagte: Nur mir nach, dann mußt du recht kommen.

Wir hatten den Auftrag, die Dörfer zu umreiten und uns, sollten wir auf feindliche Patrouillen stoßen, möglichst nicht in einen Kampf einzulassen, das Schießen tunlichst zu vermeiden.

So sahen wir wohl von weitem da und dort ein Dorf, aber wir lenkten die Pferde abseits vorüber,

immer der Hauptrichtung folgend. Nach Süden, nach Süden! In all den vielen Stunden, die wir unterwegs waren, sahen wir nicht einen einzigen Reiter, viel weniger eine Patrouille.

Ein ganzes Ende waren wir schon in Polen eingedrungen. Das Land war frei vom Feinde. Es hätte ein vergnügliches Reiten sein können, hätte man nicht scharf Ausguck halten müssen und — wäre der Boden besser gewesen. Nur selten war er hart. Zumeist mahlte der Sand unter den Hufen der Pferde. Sie sanken stellenweise über die Fesseln ein, und wir merkten, daß ihre Kraft nachließ.

So das Ausgucken, ohne daß sich irgend etwas ereignet, das ermüdet, und man muß sich zusammenreißen, daß die Aufmerksamkeit nicht nachläßt. Mußte da unterwegs an die Küstenwachen denken. Was muß das für ein schwerer Dienst sein, Tag um Tag auf das Meer starren, ob am Horizonte ein Mast auftaucht, so dünn vorerst wie eine Stecknadel oder in der Luft ein Flieger heranschwirrt, so klein wie ein schwarzes Pünktchen, das einem wohl zuweilen vor den Augen tanzt.

Mählich begann der Abend zu wehen. Ganz leise und zage, als ob aus dem Himmel ein feiner Schleier, nur eben wie ein Hauch, niedersinke. Da riß es uns alle auf.

In der Ferne eine Patrouille. Sind von uns

andere unterwegs oder ſind es die erſten Feinde, denen wir begegnen? Wir ducken uns auf die Hälſe der Pferde und lugen ſcharf aus. Deckung können wir nicht nehmen. Das Land iſt flach. Zehn Mann da drüben und — das ſind Ruſſen. Eine Weile reiten ſie ſorglos. Dann haben ſie uns erſpäht und ſtutzen. So gehen knurrende Katzen umeinander. Schießen dürfen wir nicht. Da iſt ein Dorf. Hineingepreſcht, vielleicht, daß ſie uns nachjagen. Dann können wir ſie umſtellen und ſchnappen. Wäre ein guter Anfang. Die Ruſſen aber taten uns den Gefallen nicht, heran zu kommen. Sie ritten vorüber. Wir ihnen nach. Auf etwa einen Kilometer Entfernung ſehen wir ſie noch einmal, dann kommen ſie uns aus den Augen. Waren wohl auch voraus geſchickt wie wir. Wo mochte der Feind ſtehen? Eine Weile ritten wir noch, wieder nach Süden.

Es dämmerte ſtark und im erſten Gehöft, auf das wir ſtießen, wollten wir übernachten. Nicht lange mehr, ſo ſahen wir von weitem die wohlbekannten Mauern, über die herüber die Strohdächer ſchauten.

Wir pürſchten vorſichtig heran. Das Gehöft war frei. Wohnten ſchlichte, ängſtliche Leute da. Als wir einritten, jammerten ſie. Es dauerte aber nur kurze Zeit, ſo begriffen ſie, daß wir ihnen nichts zuleide tun wollten. Da wurden ſie zutraulich. Die Kinder wuſelten uns um die Beine. nahmen gerne,

was wir ihnen boten und ſchwatzten und lachten. Der Mann war im Felde. Sein Weib und eine ältere Frau, vielleicht des Mannes Mutter, leiteten die Wirtſchaft.

Nun war der Krieg über ihre Schwelle getreten. Hatten bislang mit dem Worte Krieg nicht viel anzufangen gewußt. Da er vor ſie trat, meinten ſie, das Haus müſſe zum Himmel lohen, und die Kinderleiber müßten an den Lanzen bluten, zitterten und waren unſäglich froh, als ſie ſahen, daß es Menſchen waren, die den Krieg herein trugen. Menſchen, keine Beſtien.

Daß doch die Ruſſen in Oſtpreußen auch Menſchen geweſen wären!

Die Leute waren arm, aber ſie boten von ihrer Armut gern, was ſie zu geben vermochten. Für uns bedurften wir nichts. Einen Topf heißes Waſſer nur, daß wir Kaffee kochen konnten. Den Pferden aber mußte ihr Recht werden. Einen Sack Hafer brauchten wir. Den haben uns die Leute ohne Murren gegeben, und wir haben rechtlich gewogen, nicht über das Maß genommen. Allerdings mußten wir requirieren. Harte Notwendigkeit, aber die Leute lachten dazu. Hatten gemeint, es käme ganz anders.

Kaum waren wir in das Gehöft eingeritten, ſo ſtellte der Sergeant Poſten aus. Doppelpoſten, die an der Mauer entlang zu wandern und ſcharf hinaus

zu ſpähen hatten und die Augen in die Dunkelheit bohren mußten.

Die Nacht war ſtill. Wunderbar ſtill. Kein Eiſenbahnpfiff von weitem, kein Glockenſchlag einer Turmuhr, nur der Wind atmete leiſe.

Iſt ein wunderlich Gefühl, ſo abſeits des großen Heerhaufens, mitten im Feindeslande auf Poſten zu ſtehen. Man kommt ſich hölliſch einſam vor. Weit drüben ſtanden etliche Bäume, und es dauerte lange, bis wir uns überzeugt hatten, daß da keine Bewegung drin war. Und wenn wir es in uns aufgenommen hatten, wanderten und dann zurückkehrten, ſo meinten wir, jetzt ſei da ganz beſtimmt etwas los. Wir ſtarrten, und die Bäume ſtanden.

Hell funkelten die Sterne über uns. Es wurde kalt, und man hätte gern einen Fuß gegen den anderen geſchlagen, aber jeder unnütze Lärm war ſtreng verboten. Ich weiß nicht, ob ich in der Nacht heim gedacht habe, glaube es aber nicht. Nur immer: Iſt ein ganzes Ende, das wir ſchon geritten ſind. Zehn feindliche Reiter haben wir geſehen, alſo ſind ſie um den Weg. Ob ſie uns nun wohl hinter dem Rücken die Tür verriegeln? Wir ſind immer nach Süden geritten. Wenn ſie von Oſten her da einen Riegel vorſchieben und dort einen, ſo kann das unangenehm werden. Da muß ich leiſe lachen. Die Kameraden von der Infanterie haben des öfteren

von dem preußiſchen Hausſchlüſſel geſprochen. Dem widerſteht ſo leicht keine Tür, und den haben wir auch.

Und dann eine große Spannung. Alle Sinne wachen auf. Ganz leiſe in der Ferne Pferdegetrappel. Jetzt verſchlingt es die Nacht. Jetzt wacht es wieder auf. Was bedeutet es? Wir lauſchen. Da ſind zwei Reiter. Sie kommen heran. Sergeant Niemann hatte vor zwei Stunden zwei Meldereiter zurück geſchickt, der Diviſion die Meldung zu bringen, daß das Land bis hierher frei ſei vom Feinde. Die Reiter aber hatten ſich verirrt, waren beſchoſſen worden und in einen Sumpf geraten. Faſt hätten ſie eines der Pferde zurücklaſſen müſſen. Dann aber waren die Feinde weiter geritten, ſich an die Grenze heran zu ſpüren, der Gaul hatte ſich hochgeriſſen, und nun kehrten die zwei zurück.

War ſchlimm, daß wir ſozuſagen die Fühlung verloren hatten, aber was war da zu machen?

Die lange Nacht verging. Am Morgen kochten wir Kaffee. Wie der die halb eingefrorenen Lebensgeiſter wieder auffriſcht. Mit ganz anderen Augen ſchaut man in die Welt.

Nun ſchickt der Führer drei Meldereiter zurück. Die Kameraden wenden ſich nach Norden, wir nach Süden.

Hat keiner der drei die Diviſion erreicht. Ich

habe ſie kurz nachher in Nowo Georgiewsk in einer elenden Zelle wieder getroffen. Sie waren beſchoſſen worden. Einem brach das Pferd unter dem Leibe zuſammen, der zweite erhielt einen Lanzenſtich in den Arm, und den dritten holten ſie ein und riſſen ihn vom Pferde. —

Wieder war der Morgen kalt und unfreundlich So ein Wetter, das nicht Fiſch und nicht Fleiſch iſt. Man weiß nicht, will es regnen oder ſchneien.

Heute brauchten wir nicht lange zu reiten, da trafen wir mit den erſten Feinden zuſammen.

Das Gelände war unüberſichtlich. Hügel und Senken. Wir paßten auf wie die Falken. Weiß Gott, das Herz ſchlug gegen die Rippen. Nicht in Furcht, aber in geſpannter Erwartung.

Nun hielten wir vor einem Hügel. Man müſſe da ſachte vorfühlen, meinte Sergeant Niemann, und zwei von uns ritten den Hügel hinan. Langſam und vorſichtig, nur eben ſo weit, daß ſie über die Kuppe lugen konnten. Sie wandten ſich und winkten haſtig ab. Drüben war eine Patrouille von fünfzig bis ſechzig Mann im Anreiten, gerade auf den Hügel los. Wir, unſerer zehn auf der einen Seite, keine vernünftige Deckung in der Nähe, ein Galopp von etlichen hundert Metern auf jeden Fall nötig. Das Galoppieren aber macht Lärm. Und hinter uns der Feind, fünfmal ſo ſtark als wir.

Die Späher preſchten zurück, und wir alle heidi ſeitab. Da kamen die erſten drüben über die Höhe. Wir haben die Pferde geſtern wahrlich nicht geſchont, aber ſie halten ſich doch wunderbar. Eine Luſt iſt das, ſo zu fliegen. Wäre es nur g e g e n den Feind hin geweſen, nicht von ihm ab, aber manchmal muß man ihm doch auch den Rücken zeigen. Geht wahrlich nicht anders. Die Erde fliegt förmlich unter den Pferdehufen weg, aber raſcher noch fliegen die Kugeln. Die Ruſſen ſchießen, was das Zeug hält, aber ſie verfolgen uns nicht. Rechts und links ſchlagen die Kugeln ein und pfeifen, ſſt, an den Ohren vorüber, aber die Moskowiter ſchießen ſchlecht. Wird keiner von uns getroffen. Die Hatz war raſch zu Ende. Was nun? Nach Süden müſſen wir, nach Süden.

So ſchlugen wir einen Haken und trabten erneut den Weg, den uns das Kompaßnädelchen wies.

War heute, als wäre der Teufel los.

Ein flacher Hang zog ſich an einen Graben hinab. Drüben ſtanden Langeſchen, einzeln und in Rudeln beieinander. Jenſeits kam ein Bauernwägelchen daher. Der Fuhrmann hatte eine ganze Ladung Frauenvolk zu befördern. Die ſahen uns ängſtlich und neugierig an.

Weiß nicht mehr zu ſagen, ob nicht ſelbſt jetzt ein Scherzwort fiel.

Des Bauern nahmen wir uns an. Ob Koſaken

um den Weg ſeien, fragten wir. Nein, er darauf. Der Kerl aber hatte ſcheue, finſtere Augen, und es wäre gut geweſen, ihn und die Frauen in die Mitte zu nehmen und ein wenig in die Irre zu führen; denn — er hat uns verraten. Als das Fragen und Ausweichen noch ſo hin und wieder ging, ſah einer von uns in der Ferne wiederum eine ſtarke Kavallerie-patrouille. Die Ruſſen tun es offenbar nicht unter fünfzig bis ſechzig Mann.

Noch hat uns der Feind nicht bemerkt. Scharf beobachten wir ſeine Bewegungen und laſſen den Bauern außer acht, trauen ihm auch wohl nicht eben zu, daß er uns angeben wird.

Das Bäuerlein aber hat ſich unſer Stutzen zunutze gemacht. Rumpelnd und ſtoßend rollt der Wagen ſeitlich ab, der Patrouille zu. Jetzt hat er ſie erreicht. Der Bauer ſpricht mit den Mannſchaften und, da fliegen ſie auch ſchon heran, was die Pferdebeine hergeben wollen. Wir voraus. Eine tolle Hetzjagd wieder, und die Gäule ſchnauften noch von vorhin. Wieder halten ſie ſich, na, eben wie deutſche Pferde.

Die Ruſſen reiten ſchlecht. Wenn das die vielgerühmte Kunſt iſt, ſo hat es keine Not. Die Entfernung zwiſchen uns und den Verfolgern beträgt ſo elliche Kilometer. Aus dem Haufen aber löſen ſich an die dreißig Mann. Die kommen näher, und

die Entfernung verringert ſich. Unſere Gäule ſind ſchon ſtark ausgepumpt. Ho hopp, ſauſt einer der Kameraden aus dem Sattel. Das Pferd bricht zuſammen. Der Dreck ſpritzt uns um die Ohren, aber die Feinde ſchießen nicht. Denken offenbar, uns lebend abzufangen. Im Jagen ſchrie ein Reſerviſt: „Teufel doch, abſitzen und ſchießen!“ Aber wir hielten vorerſt noch eine Weile auf Deckung zu, die wir hinter einem Hügel erhofften.

Da rumpelt mein Pferd unter mir nieder. Ich habe es feſt im Zügel, reiße ihm den Kopf zurück und ſpringe gleichzeitig ab. Schon iſt eine der Fratzen über mir und ſticht mit der Lanze auf mich ein. Gerade noch um den Gaul herum ſpringen kann ich, und der Stich geht fehl. Da pfeifen die Kugeln. Hinter dem Hügel kauern die Kameraden und: ſſt, ſſt, ſingt es und wiſpert es. Ich habe nie ein Lied vernommen, das mir angenehmer geklungen hätte. Fünf, ſechs der Ruſſen liegen an der Erde. Etliche ſchreien und wälzen ſich, etliche ſind ſtill für immer. Die anderen ſpritzen auseinander. Zwei preſchen hinter einen Strohſchober. Ich ſehe deutlich, wie ſie mich beobachten, erwarte, daß ſie auf mich ſchießen, aber ich komme ungeſchoren davon. Rauf auf den Gaul, die Zinken eingeſetzt und dem Hügel zu.

Wir beraten einen Augenblick. Sollen wir den Geſtürzten liegen laſſen? Zurück. — Der Feind iſt

fort und unſer Kamerad auch. Haben von beiden nichts wieder geſehen. Es iſt mir gar nicht unwahrſcheinlich, daß die Ruſſen den Gefangenen aus Wut über ihre Verluſte und darüber, daß wir ihnen entgangen waren, umgebracht haben. So ſind wir noch neun Mann.

Und wir reiten wieder der Weichſel zu. Sollen wir umkehren? Das Land hinter uns iſt verriegelt, ſo und ſo. Alſo vorwärts. Wie wir uns hernach durchſchlagen, das hängt von den Umſtänden ab.

Halt, ein luſtiges Erlebnis hatten wir unterwegs auch gehabt. So in aller Frühe kamen wir an einen ummauerten Hof. Davor ſtand der Bauer und hatte die Hände in den Hoſentoſchen. Zwei von uns ritten näher und winkten dem Manne, heran zu kommen. Der aber wandte ſich in das Gehöft. Und nun drinnen ein Lärmen und Fluchen. Es wimmelte von Ruſſen. Bevor ſie aber noch dazu kamen, uns guten Morgen zu ſagen, waren wir davon. Die Wackeren waren offenbar erſt bei der Morgenwäſche oder auch vielleicht beim erſten Schnäpschen und hatten uns noch nicht erwartet. Bitte, gar nicht ſtören laſſen, wir gehen ſchon wieder. —

Nach der Hetzjagd alſo ritten wir erheblich langſamer. Ernſt waren wir alle, und es flog nicht ein einziges Witzwort auf. Das iſt zwar kein gutes Zeichen, aber es iſt menſchlich.

Unterwegs wieder eines der einzeln liegenden Gehöfte. So auf dreihundert Meter etwa ritten wir heran, unſerem Glücke vertrauend. Da pfiff uns eine Salve um die Ohren. Und wieder. Ob wir ſchon kehrt machten, drei von uns kamen nicht mehr davon. Mein Pferd ſtieg und ſchlug ſeitlich nieder. Aus einer ſchweren Bauchwunde ſtieß das Blut ruckweiſe und ich — lag mit dem rechten Schenkel unter dem ſchlagenden und ſchnaufenden Tiere. Ich habe mich gewälzt und habe gezogen, habe eines Augenblickes Länge zum Himmel um ein Wunder geſchrien. Es blieb aus. Das Bein war wie feſtgeſchmiedet. Da gab ich das Wehren auf. Komme, was mag. Ein Ende weiter lag mein armer Kamerad Barth. Er hatte die Hände in die Erde gekrampft und lag ſtill. Muß einen ſchnellen Tod gehabt haben. Und wieder ein Ende weiter trabte ein dritter auf hinkendem Gaule davon.

Aus dem Hofe quoll es in Maſſen heraus. Ruſſiſche Huſaren. Den Flüchtling hatten ſie raſch eingeholt und brachten ihn heran.

Mich zogen ſie unter dem Pferde hervor, grinſten und ſchwatzten. Na, nun war ja wohl, wie die Geſchichtenſchreiber ſagen, „weiterer Widerſtand nutzlos“. Einer, der deutſch ſprach, ſicherte mir auch raſch liebevolle Behandlung zu, allerdings in Sibirien. Man muß alles einmal probieren, dachte ich,

und meiner Mutter Sohn hat noch nie den Kopf hängen lassen.

Ich wäre dem Manne übrigens gerne um den Hals gefallen. „Die Deutschen haben siebzig gewonnen, werden auch diesmal wieder gewinnen", sagte er. Und ich dachte: Der ist nicht von heute und gestern, aber er hat sicher in seinem Leben nicht oft so vernünftig gesprochen.

Die liebevolle Behandlung begann damit, daß sich die Leutchen lebhaft mit dem Inhalt unserer Taschen beschäftigten und durchaus Uhr und Geld und Messer und derlei Kleinigkeiten als Andenken haben wollten. Ich war großmütig und ließ ihnen die Sachen. So auch der Kamerad. Dafür gaben sie uns dann etliche Zigaretten. Waren nicht übel, und wir haben tüchtig gequalmt. Den Kopf hängen lassen, wohl gar Angst zeigen? Wir waren doch deutsche Husaren, und das blieben wir, ob wir auch jetzt gefangen waren. Was wir inwendig abzumachen hatten, das sollte geschehen, wenn kein Auge über uns war. Sah inwendig recht jämmerlich aus.

Draußen schaufelten die Russen ein Grab. Darein legten sie den armen Barth. Sie führten uns hernach heran. Friedlich lag er da und hatte die Augen geschlossen. Sie deckten ihn mit seinem Mantel zu. Das hat uns wohlgetan, daß sie sich als Menschen erwiesen. Auch geschlagen hat man

uns nicht, wie ich das hernach von anderen Gefangenen hörte.

Wo mochte nun der Reſt unſerer Patrouille ſein? Ich mußte immer wieder an das verriegelte Land denken. Das zu öffnen, dazu waren mehr Kommißſchlüſſel erforderlich, als wir mitführten.

Wenn ich recht unterrichtet bin, ſind fünf Mann zurück gekommen. Meldungen genug werden ſie gebracht haben und — wo gehobelt wird, da fallen Späne. Schmerzlich allerdings, wenn man ſelber ein Span iſt.

Im Gehöft lag eine Schwadron der ſechſten ruſſiſchen Huſaren. Leider dachte niemand daran, daß wir auch Hunger haben könnten. War es böſer Wille, war es Unbeſonnenheit? Die Wirkung war jedenfalls die gleiche. Der Magen meldete ſich herzhaft, und wir waren dem Bauern dankbar, als er jedem von uns beim Abſchiede ein Viertelbrot in die Hand drückte.

Wir mußten einen Wagen beſteigen. Drei Mann ſaßen als Begleitung neben uns, und wir konnten die Höflichkeit nicht einmal dankend ablehnen.

Am fünfundzwanzigſten November früh um zehn waren wir gefangen genommen worden, und am ſechsundzwanzigſten nachts landeten wir in einer Zelle der Feſtung Nowo Georgiewsk.

Der Wagen ſchütterte und ſtieß. Gott ſei Dank,

daß wir nicht verwundet waren. Wie hätte man die Fahrt ſonſt aushalten ſollen. Das Wetter war nebelig und kalt. Alle Dörfer, deren wir unterwegs eine ganze Zahl berührten, waren mit Truppen aller Gattungen vollgepfropft. Auch unterwegs reichlich liebevolle Behandlung.

Die meiſten, die das Deutſche radebrechten, bewieſen ihre Beherrſchung unſerer Sprache durch den Gebrauch von Schimpfwörtern. Als ob der ſchon deutſch könnte, der rufen kann: „Du Schwein, du Hund.“

Habe da doch ſo allerlei Vergleiche angeſtellt. Wir hatten oft genug im Weſten Gefangene gemacht, aber wir haben die weder deutſch noch franzöſiſch geſchimpft, obwohl ein paar franzöſiſche Schimpfwörter ſicher nicht ſchwerer zu erlernen ſind als ein paar deutſche.

Auch verhört hat man uns unterwegs. So dumm habe ich mich in meinem Leben nie geſtellt, und man ſagt doch, wir Bauern verſtünden das.

Endlich holperte der Wagen über das gottheilloſe Pflaſter von Nowo Georgiewsk. Ich weiß nicht, war das überhaupt ein Pflaſter oder lagen da bloß Feldſteine. Die Straßen waren menſchenleer. Lagen alle in den Federn, die guten Leute.

Auf der Feſtung führte uns ein Poſten, dem uns unſere Beſchützer anvertraut hatten, vor eine Zellen-

tür. Er ſchwatzte allerlei, das nicht eben unfreundlich klang. Dann ſchloß er die Tür auf und — hurra, — da waren unſere drei Meldereiter, die Sergeant Niemann von dem erſten Nachtquartier in Polen abgeſandt hatte. Auch zwei andere Kavalleriſten waren ſchon vor uns eingezogen. So waren wir ſieben Mann zuſammen.

Die Zelle, die kalte, öde, war gut verwahrt. Das Fenſter ſtark vergittert. Ja und nun hockten wir zuſammen, ſieben deutſche Reiter, die gewöhnt waren, frei zu ſein wie die Vögel. Jetzt konnte ich es verſtehen, daß ſich einmal eine Kohlmeiſe, die ich als Junge gefangen, den Kopf einſtieß.

Der trübe, jämmerliche Tag ſchlich unendlich langſam dahin. Nicht alle Kameraden waren ausgeplündert worden. So wußten wir wenigſtens immer, wie ſpät es war.

Die Erlebniſſe waren gegenſeitig raſch erzählt, und dann kam das lange, unendlich gedehnte, traurige: „Und nun?“ Jetzt waren wir Gefangene im wahrſten Sinne des Wortes. Eingeſperrt wie Verbrecher.

Ich glaube, einer allein hätte verrückt werden können. Untereinander brachten wir uns immer auf etwas anderes. Auch die Flucht haben wir erwogen. Fliehen wollte jeder bei der erſten, ſich bietenden Gelegenheit. Wann aber kam die? Bei mir hat es

nahezu zwei Jahre gedauert, anderen iſt ſie überhaupt nicht gekommen.

Die Schlüſſel raſſelten in der Tür. Eſſen. Gott ſei Dank! Aber, das iſt doch kein Eſſen, das ſetzt man daheim kaum den Schweinen vor. So groß der Hunger war, der Ekel war größer. Wir konnten die Kaſchaſuppe nicht hinunter würgen. Und wie ungezählte Schüſſeln habe ich ſpäter geleert!

Um zwölf Uhr nachts wurden wir heraus geholt und von vier Mann zur Bahn gebracht. Die Ruſſen waren nur darum beſorgt, daß keiner entwich. Im übrigen durften wir uns unterhalten.

Aus einem Wagen vierter Klaſſe wurden die Ziviliſten heraus gejagt. Den nahmen wir ein.

Die Fahrt ging nach Warſchau. Auch von d e r Stadt habe ich ſo gut wie nichts geſehen. Wir wurden außerhalb in einem Lager untergebracht.

Herrgott, das gab mir doch einen Stich durch das Herz. Da waren ſchon etwa vierzehnhundert Mann.

Wo gehobelt wird, fallen Späne, aber jämmerlich, wenn man ſelber ein Span iſt.

Nach Sibirien

Am siebenundzwanzigsten November nachts um zwölf Uhr fuhren wir von Warschau ab. Der Zug bestand aus sechsunddreißig Wagen. In jedem waren dreißig bis vierzig Mann untergebracht. Den Offizieren war ein Wagen überwiesen worden, der etwa denen der dritten Klasse in Deutschland entsprach. Die übrigen waren Viehwagen. Unteroffiziere und Feldwebel hatte man unter die Mannschaften verteilt.

Rechts und links der Wagentüren waren an den Längswänden Leisten und zwar je zwei hüben und drüben, etwa im ersten Drittel der Wagenhöhe und ebenso im zweiten. Auf die Leisten wurden, wenn wir zur Ruhe gehen wollten, Bretterlagen geschoben, so daß wir also etagenweise übereinander schliefen. Der Raum auf den Lagern aber reichte bei der starken Besetzung des Wagens nicht aus. Ob wir uns auch eng aneinander reihten, mußten doch jede Nacht eine Anzahl von uns auf den Dielen liegen. Das Rattern und Stoßen der Wagen würde zu ertragen gewesen sein, aber auf den Dielen war es so grausam kalt, daß sich nur wenige darauf niederlegten, wenn die

Reihe, das Bretterlager einem anderen einzuräumen, an ihnen war. Die meiſten lehnten lieber an den Wänden oder an den Geſtellen und verſuchten, im Stehen zu ſchlafen.

In jedem Wagen waren zwei Mann Bewachung. Sie ſaßen ſtumpfſinnig zu Seiten der Tür. Um uns kümmerten ſie ſich von vornherein nicht viel. Wir desgleichen nicht um ſie.

Auch Öfen waren überall in den Wagen, aber man gab uns kein Heizmaterial.

Da kam es uns zu ſtatten, daß die ruſſiſchen Lokomotiven zum Teil mit Holz geheizt werden. Vielfach waren auf den Bahnhöfen große Lager Brennholz. Waren wir auch anfangs ſcheu und zaghaft, ſo lernten wir doch ſchon in kurzer Zeit, dreiſt an Feuerholz zu holen, was wir tragen konnten. So herrſchte zuzeiten eine behagliche Wärme, zu anderen wieder, wenn wir lange nicht hielten oder nicht auf Holzlager trafen, war es bitter kalt.

Ununterbrochen begegneten wir Militärzügen, die aus dem Oſten kamen. Endlos, endlos die Transporte. Und alles warf man gegen unſer deutſches Vaterland. Manch einem wurde es bange. Werden wir uns dieſer ungeheuren Übermacht erwehren können? Über alle Sorge aber ſiegte das wackere Deutſchtum. Die Zahl macht es nicht. Wir haben gewußt, daß wir es allerorts mit überlegenen

Kräften zu tun hatten und haben nie gezagt. Sind immer frisch drauf los gegangen. Der Geist macht es. Für den aber, der im russischen Heere herrschte, war mancherlei bezeichnend. Äußerungen deutsch sprechender Soldaten und Zivilisten in Polen und auch unterwegs.

Der Zug hielt, und uns gegenüber stand ein sibirischer Militärtransport. Da entdeckte ein Kamerad unter den Sibiriern einen Bekannten, mit dem er in Ostpreußen zusammen gearbeitet hatte. Der sprach deutsch und kam heran gesprungen.

„Bist du gefangen?“ fragt er.

„Ja.“

Der Russe lachte. „Schade. Aber laß es dich nicht kümmern. Es ist in Sibirien erträglich. Du kannst es glauben. Besser als wenn man dich tot geschossen hätte, bist du sicher daran.“ Darauf heimlich: „Bei der nächsten Gelegenheit bin auch ich Gefangener, aber auf der anderen Seite. Ich kenne euch doch.“

Hart ist es, daß man auch die Verwundeten mit nach Sibirien führt. Wir sind in Warschau nicht gezählt worden, es hat niemand nach unseren Namen gefragt, und es hat niemand sich der Verwundeten angenommen. Sie kauern sich in die Wagenecken nieder und stieren mit fieberglänzenden Augen vor sich hin. Wir leisten ihnen Hilfe, so gut wir können,

aber es ist unmöglich, die Heilkraft der Natur auch nur im geringsten zu unterstützen. Wir haben keine Heilmittel, keine. Bei manchen vernarben die Wunden unterwegs, andere bringen sie mit nach Sibirien, wieder andere, die mit ihren Kräften am Ende sind, werden unterwegs ausgeladen. Davor bangt es den meisten. Sie wollen nicht allein sein. Sind wir auch alle in Not, so sind wir doch zusammen. Da trägt sich das Elend leichter.

Wir erzählen, wir singen, wir fluchen, wir zanken uns auch wohl einmal. So vergeht einer der toten Tage nach dem anderen.

Die Bahn ist meist zweigleisig, nur stellenweise eingleisig. Pensa, Samara, Ufa, Omsk, immer weiter nach Osten. Von den Städten haben wir wenig gesehen. Gebirge überqueren wir, fahren einen Tag lang durch russischen Urwald und erreichen, aus der westlichen Steppe kommend, die östliche. Das Land ist trostlos. Unendliche Schneewüste, soweit das Auge reicht. Selten eine Ansiedelung. Ab und zu sehen wir Menschen in dicken Pelzen, mit großen Fellmützen auf dem Kopfe und Filzstiefeln an den Füßen. Wie wir sie beneiden.

Um die Zeit fehlt es an Holz. Wir frieren, frieren.

Langsam beginnen wir von Weihnachten zu reden. Werden wir da am Ziele sein? Und dann: Werden wir einen Weihnachtsbaum haben?

Waren unter uns Leute, die von den Schulen her wußten, daß, wenn wir in das östliche Sibirien gebracht wurden, der Weg noch sehr weit sei. Sie meinten, da wir ab und zu lange Aufenthalte hatten, der Zug auch weite Strecken sehr langsam fuhr, könne es noch Wochen dauern, ehe wir die Käfige verlassen dürften. So richteten wir uns darauf ein, das Weihnachtsfest auf der Fahrt zu feiern.

Als das nächste Mal wieder Holz herbei geschleppt wurde, war darunter ein dicker Klotz. Den sahen wir dazu aus, den Weihnachtsbaum zu tragen. Irgendwann mußten wir doch wieder einmal durch Wald kommen. Dann wollten wir uns einen Baum holen.

Der Zug rasselt. Tag und Nacht und Nacht und Tag. Immer grimmiger wird die Kälte. Und im Schnee draußen da und dort große Viehherden, Kamele, Rinder und Pferde. Längst ist die asiatische Grenze überschritten. Seit Wochen sind wir auf der Fahrt. Daß man sich doch nur einmal waschen könnte! Den Russen scheint das Waschen entbehrlich, aber uns fehlt damit gradezu ein Unentbehrliches. Bei Aufenthalten springen wir ab und zu aus dem Wagen, erraffen eine Hand voll Schnee, fahren damit über das Gesicht und zerreiben dann den Schnee zwischen den Händen.

Das Ungeziefer nimmt überhand. Wir selbst hatten im Felde allerlei aufgelesen. Die Russen an der Tür

mögen wohl auch nicht einwandfrei ſein. Sie jucken, kratzen, ſchütteln ſich, laſſen ſich aber im ganzen nicht aus der ſtumpfen Ruhe bringen, mit der ſie auf ihrem Poſten ſitzen.

Einem von uns wird es nachgerade zu toll. Die Peiniger einzeln ſuchen? O ja, wir alle tun das wohl, aber gründlich iſt die Reinigung auf die Weiſe doch nicht durchzuführen. Hei, wozu iſt es denn ſo kalt draußen? Man ſpricht von dreißig und mehr Graden. Erfrieren laſſen die Blutſauger!

Der Kamerad hat ſeinen Mantel gerettet. In dem ſteht er vor uns. Alles andere hängt er draußen vor die Tür. Er macht es feſt, ganz feſt mit Draht. Der Wind legt ſich in Kleider und Wäſcheſtücke. Wie wehende Fahnen flattern ſie am Zuge lang. Wir lachen. Der Eigentümer am luſtigſten.

„Was meint ihr, wenn ich morgen früh ſchüttele! Dann kollern lauter Eisſtückchen heraus. Ich bin das Viehzeug los.“ Los war er das Ungeziefer, aber ſeine Sachen mit. Am Morgen alles fort. Hat es der Wind fortgeweht, haben es Ruſſenhände herab geriſſen? Weg war es. Alles Fragen umſonſt. Nun hatte er nur noch den Mantel. Und mit dem hat er ſich behelfen müſſen den ganzen, furchtbaren Winter lang auch in Dauria, — und der Winter von 1914 zu 15 war ſelbſt für ſibiriſche Begriffe ungewöhnlich hart.

Den Klotz, der den Weihnachtsbaum tragen ſollte, hatten wir nun. Fehlte noch der Baum. Auch die breiteſte Steppe muß einmal zu Ende gehen. Von weitem grüßen verſchneite Wälder. Wie uns die Augen feucht werden! Wald, Wald, der Chriſtbäume ſpendet. So weit liegt der deutſche Wald hinter uns. Die Bäume aber ſind hier dieſelben wie im Vaterlande. Fichten und Kiefern bunt durcheinander. Wenn doch der Zug halten wollte! Gebe Gott, daß wir nicht den Wald ohne Aufenthalt durchfahren. Das iſt ein heißes Gebet. Nie war die Kindheit ſo lebendig in uns, als da wir um den Weihnachtsbaum bangten.

Der Wald iſt weit. Stunden fahren wir und Stunden. Da liegt ein Truppentransport. Wir müſſen halten.

An den meiſten Wagen werden die Türen aufgeriſſen. Als rennten ſie um das Leben, ſo eilen ſie aus den Wagen in den Wald drüben über dem Gleiſe. Keiner der Wachtmannſchaften wehrt ab. Flucht aus der Schneewüſte iſt unmöglich. Der Fliehende fiele unter den Zähnen der Wölfe oder verſänke ſtarr im Schnee.

Die Kameraden haſten dem Walde zu. Hätte ſich keiner übereilen brauchen. Wir haben noch mehrfach in dem Walde gehalten, und auch die Langſamſten und Gleichmütigſten kamen ſo zu ihrem Baume.

Daß wir unterwegs Weihnachten feiern durften, das hat uns über viel geholfen. Standen nun all die kommenden Tage im Weihnachtsglanze, und wir haben darunter unser Elend nicht ganz so schwarz gesehen als zuvor.

Aus unserem Wagen hat sich ein junger Kriegsfreiwilliger erboten, den Baum zu holen. Wie ein Hase hüpft er in langen Sprüngen durch den Schnee. Der dringt ihm oben in die Stiefeln hinein. Nun ist er im Walde. Wir drängen uns an die Tür und feuern ihn an. Weiß doch keiner, wie bald es weiter geht.

Da steht ein Fichtenbäumchen. Der Kamerad hat ein starkes Messer. Merkwürdig, daß sie ihm das gelassen haben. Die meisten von uns waren ausgeplündert worden. Er schneidet, er hackt, das Bäumchen schwankt. Jetzt schwingt er es hoch, jauchzt und springt zurück. Wir haben einen Weihnachtsbaum!

Zehn Hände greifen danach, zwanzig. Wie die Kinder sind wir. Die Nadeln stechen. Es dünkt uns Liebkosung von Mutterhand. Unser Weihnachtsbaum! Streicheln müssen wir ihn. Etliche drücken das Gesicht in seine Zweige und wenden sich dann zur Seite.

Ein breites Lachen im Gesicht, schauen uns die Russen zu.

Und dann steigt ein Lied empor. Ein Vaterlandslied. Gesungen haben wir auf der ganzen Fahrt:

„Heil dir im Siegerkranz“, und „O Deutſchland hoch in Ehren“ und unſere Marſchlieder. —

In Rußland ſtanden auf den Bahnhöfen oft Neugierige. Wenn ſie uns ſingen hörten, kamen ſie heran, gaben uns auch wohl Geld, daß wir mehr ſängen. Ging uns wie den gefangenen Juden. „Daſelbſt hießen uns ſingen, die uns gefangen hielten.“

Hat da und dort auch ſchon einer angefangen, unſer Elend zu beſingen. Viele, viele Dichter ſind unter uns aufgeſtanden. Ein ganzes Buch voller Lieder habe ich aus der Gefangenſchaft mitgebracht. Einer, dem ich ſie zeigte, ſagte, ſie ſeien alle herzlich gut gemeint. Ich hatte mehr erwartet. Möglich, daß kein wirklicher Dichter unter uns war, obſchon mich das wundernimmt; denn ſtärkere Erſchütterungen als wir ſie erlebten, gehen wohl kaum über ein Menſchenherz. Vielleicht, daß die Not zu ſchwer an uns hing. —

Das Vaterlandslied war verklungen. Da lehnt einer an der Wagenwand, ſchaut mit verzückten Augen auf die grüne Herrlichkeit, die unter uns getreten iſt und hebt ein Weihnachtslied zu ſingen an. Er kommt nicht zu Ende damit. Einer iſt wohl mit rauher Stimme eingefallen und noch einer, aber da ſitzt irgend etwas in der Kehle, das die Stimmen heiſer macht, und — der Ofen qualmt. Die Augen gehen über.

Nun blickten wir kaum noch auf das Land, durch das uns der Zug trug. Noch acht Tage bis Weihnachten.

Wir hatten die ganze Zeit über jeden Abend zwei Talglichte erhalten. Finſter durfte es im Wagen nicht ſein. Aber wie haben wir mit den Lichten geſpart! Spät angebrannt und früh gelöſcht. So hatten wir wohl zwölf Lichte erſpart. Wo ein Draht war an Tür oder Wand oder Ofen, wurde er gelöſt. Und ob es Mühe machte und oft tagelange Arbeit, wir ließen nicht nach.

An die Drähte haben wir die Lichte feſtgemacht. Gearbeitet haben wir wie die Kinder, wenn ſie im warmen Stübchen daheim ſitzen, die Köpfe zuſammen ſtecken und mit heißen Wangen und emſigen Fingern ſchneiden, kleben, nähen.

Iſt etwas unmöglich, wenn ein ſtarker Wille dahinter ſteht? Ach Gott, ja, manches wohl, aber einen Weihnachtsbaum zu ſchmücken, ſelbſt in einem Viehwagen der ſibiriſchen Bahn, das iſt deutſchen Soldaten nicht unmöglich. Was wir als Kinder geübt, was wir längſt vergeſſen geglaubt, das wacht auf. Aus den feldgrauen Röcken holen wir die Verbandpäckchen. Sie ſind mit blauem Papier umhüllt. Da iſt gar eine kleine Schere. Und nun ſchneiden wir und falten und knicken. Sterne und Streifen und Ketten. Unglaublich, was die Taſchen hergeben,

wunderbar, wie das Unbedeutendſte ſich zum Dienſte ſtellt und jubelnd begrüßt wird. Wir hocken zuſammen auf dem Fußboden, und Kunſtwerke entſtehen.

Von den Scheiten und Kloben, die, wegzutragen wir inzwiſchen eine gewiſſe Gewandtheit erlangt hatten, ſchnitzen kunſtfertige Hände allerlei Figuren. Einſt hatten Schäfchen und Hunde und Herzen aus Pfefferkuchen und Schokolade unſeren Chriſtbaum geſchmückt. Jetzt tun es ſolche aus Holz. Sie ſchaukeln, und ſie nicken am Baume. In ſtändiger Bewegung ſind ſie; denn der Wagen rattert und ſtößt. Der Baum aber ſteht. Am Ofen lehnte eine Eiſenſtange. Die haben wir glühend gemacht und in den Holzkloß gebohrt, bis das Loch weit genug war. Und ob das Holz ſchwelte, und der Rauch uns in die Augen biß, wir haben herum geſtanden um den Kloß wie die Prieſter um das Opferfeuer. Die Öffnung weitet ſich, reicht aus. Nein, noch nicht. Wieder glüht das Eiſen, wieder quirlt der Rauch. Jetzt. Der Baum ſteht. Hurra, der Weihnachtsbaum ſteht! Wie er ſich reckt, wie er rauſcht und nach Harz duftet.

Dann werden die Drähte feſtgemacht. Iſt alles nicht ſo leicht. Der hält nicht und der. Gott ſei Dank, ſo kann man es noch einmal tun. Iſt ja eine ſo liebe, heilige Arbeit. Und zwiſchen den Lichten prunken die blauen und die weißen Sterne und die Ketten und die Holzfiguren.

Eine Heimlichkeit haben wir. Den wackeren Kameraden, der den Baum holte, wollen wir ehren. Wird eine ſcherzhafte Ehrung und iſt doch mehr als ein Scherz. Wir ſchnitzen ein Eiſernes Kreuz aus Holz. Gut ſieht es aus, und wenn der, dem es werden ſoll, neugierig herzutreten will, ſo ſchieben wir ihn beiſeite, und etliche ſtellen ſich als eine Mauer vor den Kunſtfertigen, unter deſſen Fingern das Holz Form annimmt.

Die Nacht vor dem heiligen Abende. Die Tür glitzert dick bereift. Ich muß auf einen Augenblick hinaus ſehen. Hoch über uns ſpannt ſich der unendliche Himmel. Die Sterne funkeln. Nie ſah ich ſie ſo hell leuchten. Ich habe oft an die Nacht denken müſſen, auch als wir hernach auf der Flucht in den Klippen am Eismeere lagen.

Die Sterne glitzern. Was war es ſchön, wenn wir daheim als Kinder am Abende vor Weihnachten noch auf einen Huſch in das Nachbarhaus ſprangen, der Schnee unter unſeren Füßen in hohen Tönen ſang, und von oben her die Sterne leuchteten, als lächelten ſie über unſeren Eifer und unſere Heimlichkeit. Ich weiß, daß ich es einmal als Junge ausgemacht hatte, daß ich am Weihnachtsabende einen eiſenbeſchlagenen Schlitten erhalten ſollte. Einen eiſenbeſchlagenen mit Lehne! Da habe ich den ganzen Tag geſungen: „Morgen, Kinder, wird's was geben",

bis die Mutter zornig ſagte: „Gleich wird's was geben, es braucht nicht erſt morgen zu ſein.“

Ach Gott, Mutter! Am Ende holen ſie den Vater auch unter die Feldgrauen und den Bruder. Iſt der eine noch nicht zu alt, und der andere nicht mehr zu jung. — Dann biſt du ganz allein.

Nahezu vier Wochen ſind wir unterwegs. Immer in demſelben Käfig. Hungernd; denn heute gibt es die erbärmliche Suppe früh, morgen um Mitternacht. Heute gibt es Tee, dann eine Reihe von Tagen keinen. Sollten uns für jeden ausfallenden Tag etliche Kopeken gut geſchrieben werden. Wir haben ſie nie geſehen. Alle ſieben Tage iſt ein neuer Führer gekommen, und jeder hat — geſpart. Was haben wir für Hunger gelitten!

Oft ſind auf den Stationen Kranke ausgeladen und irgendwo in einer Stadt untergebracht worden.

Nicht einmal unſere Notdurft konnten wir auf menſchenwürdige Weiſe verrichten. Höchſtens auf dem Trittbrette während der Fahrt oder beim Halten am Eiſenbahndamme.

Aber wir leben, ob wir auch anfangen, Gerippe zu werden, und — wir freuen uns wie Kinder auf den Weihnachtsabend. „Morgen, Kinder, wird's was geben.“

Und der Morgen bricht an, der Tag vergeht. Rattata, rattata. Dasſelbe Lied, das wir ſeit vier

Wochen Tag und Nacht hören. Am Baume iſt nichts mehr zu tun, aber es iſt gut, daß da ein Licht ſchief hängt und dort eines, da ein Schmuckſtück ſich in das andere verfängt und dort. So können wir dann und wann ein wenig zugreifen. Dann iſt der Abend da. Die Lichter brennen. Sie brennen in jedem der ſechsunddreißig Wagen, und in jedem ſtehen an die vierzig Mann um ein Bäumchen, haben ein Summen und Schüttern in den Füßen und ein zitterndes Licht in den Augen.

Der ganze lange Zug ein Weihnachtszug. Deutſche Weihnacht iſt auf der Fahrt, auf der trübſeligſten, jämmerlichſten, der Fahrt in das Gefangenenlager in Sibirien. Wer wird einſt des Weges zurückkehren und wann wird es geſchehen?

„Kamerad, was meinſt du, wann wir wieder zurück fahren?“ frage ich einen.

„Och, bald. Das kann nicht lange dauern.“

„Tja, aber die Transporte, denen wir begegneten.“

„Sie ſchaffen es trotzdem. Sei ohne Sorge. Und — heute iſt Weihnachten.“ Seine frohe Stimmung ſchlägt jäh um. „Du, nun weiß es mein Weib, daß ich nicht mehr unter den Kämpfern bin.“

„Vater und Mutter wiſſen das nun wohl auch.“

„Was werden ſie ihnen geſchrieben haben?“

„Tja — vermißt.“

„Vermißt? Meinſt du? Wir ſind ja aber nicht vermißt.“

„Doch, wir ſind vermißt. Was ſollen ſie anderes ſchreiben? Sie wiſſen nicht, ſind wir tot oder ſind wir gefangen.“

„Ach Gott, vermißt! Du, ach Gott, vermißt! Nun haben ſie keinen Weihnachtsbaum daheim. Sie ſitzen jetzt da und weinen und denken, daß ich irgendwo liege in Polen oder wo.“

Da muß man den Kopf hängen laſſen. Was ſoll man ſagen?

Es fällt mir ein: „Man kann ſchreiben.“

„Und wenn ſie das nicht befördern?“

„Sie müſſen. Das iſt Völkerrecht.“

„Völkerrecht? Hm. Du, man ſpricht ſo viel darüber, aber ich werde nicht recht fertig in mir. Was iſt es eigentlich damit?“

„O, das kann man nicht ſo mit zwei Worten ſagen, aber wenn wir ſchreiben, ſo muß das in die Heimat kommen.“

„Wir ſind vier Wochen unterwegs, und man weiß nicht, wie lange es noch dauert. So lange geht dann die Karte heimwärts, und ſo lange warten ſie und weinen. Kamerad, ach Gott, ich habe drei Kinder.“

Da ſchallt eine herzhafte Stimme, der man es anmerkt, daß ſie unter einem eiſernen Willen ſteht. Kamerad Razio ſpricht. Er iſt Lehrer. Von der

Heimat redet er. Wie der Vater jetzt auf den Stuhl steigt und das oberste Licht am Baume anzündet, und dann flammt eines nach dem anderen auf, und die Kinder stehen herum, und in den Glaskugeln bricht sich das Licht, und etliche leuchten wie Sonnen. So haben wir im vorigen Jahre daheim die Bäume geschmückt und haben die Not weltenfern geglaubt, haben darauf vertraut, daß man ein Volk, das wacker und rechtlich seinen Weg geht und keinem mißgönnt, was ihm redlicher Fleiß einträgt, nicht aus dem Frieden in Unfrieden stürzen könne. Und jetzt fahren wir nach — Sibirien. Sind schon da. Frieren in sibirischer Kälte, stöhnen unter russischer Härte und haben nichts mitnehmen können als unser deutsches Herz. Das haben sie uns nicht aus dem Leibe reißen können, und das konnte die Kälte nicht zum Eisklumpen erstarren lassen. Warm ist es geblieben und weint seine Vaterlandslieder und gebiert sein Weihnachten. Deutsche Weihnacht mit dem Lichterbaum und den Kinderliedern. Und hinter uns, weit, weit im Westen, da fliegen die Kugeln. Die Kameraden stehen und werfen sich der Flut entgegen, die sie überrennen und deutsches Land verheeren will. Sie stehen im harten Kampfe. Daß wir dabei sein könnten, daß wir uns auch auf den Feind werfen könnten! Gefangen! Gibt es ein jämmerlicheres Los auf Erden? Aber: Ist einer unter uns, der nicht sein Haupt er-

heben dürfte? Wir haben geſtanden bis zum Letzten und haben die Ehre mitgenommen in die Not.

So redet er lange. Hat jeder von uns gefühlt und gedacht, was er ſprach, aber ſagen konnte er es allein. Gott ſei Dank, daß er es ſagen konnte. War jedem, als würde in ihm eine Quelle angeſchlagen. Und was da rauſchte, das waren die Worte, die er ſprach, und die Gedanken, denen er Ausdruck gab.

Die Lichter kniſterten leiſe. Wir hielten Äſtlein hinein, daß ſie aufglimmten.

Dann überreichte Razio dem Kriegsfreiwilligen, der uns den Baum geholt, das hölzerne Eiſerne Kreuz. Flatterte wohl ein Lachen auf dabei, aber es verflog doch raſch. War wirklich mehr ernſt als lächerlich. Hätten wir das Eiſerne Kreuz zu vergeben gehabt, wir hätten es einſtimmig dem Wackeren zuerkannt.

Jetzt hatte das junge Blut träumeriſche, traurige Augen. „Wann fahren wir wieder heim?“

Er iſt nicht wieder heim gefahren. Ruht drüben in Dauria mit vielen zuſammen. Der Typhus hat ihn genommen.

Als Lehrer Razio geendet, ſangen wir Weihnachtslieder. Mit hellen Stimmen haben wir ſie geſungen, haben die Not nieder geſungen und die Herzen tief untergetaucht in den Weihnachtsglanz, haben die Lieder denen zugeſungen, die daheim um uns die Hände rangen und nicht wußten, mußten ſie eine

Trauerfeier um uns halten laſſen oder kam noch einmal der Tag, da wir uns in die Augen ſahen.

Zwei Stunden haben wir die Lichter brennen laſſen. Verwundert und ſchwatzend ſaßen die Poſten auf ihren Plätzen. Sie haben uns unſere Feier nicht geſtört. Weiß nicht, ob irgend etwas in ihnen lebendig war, und ſie ein Wehen fühlten, wie wenn die Not auf heiligem Fittiche vorüber rauſche und aus Barmherzigkeit ein Tröpflein Freude auf uns fallen ließ oder ob ſie zu ſtumpf waren, in hartem Joche zu ſehr entwöhnt des lebendigen Menſchentums.

Die Lichter bliesen wir aus und legten uns auf die Bretter. Düſter war es im Wagen. Nur die Fichte rauſchte und ſchien lebendig zu ſein. Und nun lebte jeder noch einmal, ſtill und mit geſchloſſenen Augen ſein Weihnachten, ſein ureigenſtes, das er mit keinem teilen konnte, obſchon die Not um uns alle einen ſtarken Ring geſchmiedet.

Zwei Tage fuhren wir noch. Dann waren wir in Dauria. Als wir am ſiebenundzwanzigſten Dezember ausgeladen wurden, da haben wir auch unſere Weihnachtsbäume mit in das Lager genommen.

3

In Dauria

Die lange, martervolle Fahrt war zu Ende. Am ſechsundzwanzigſten Dezember langten wir in Dauria an. Nachdem an dem Tage eine genaue Feſtſtellung aller Angekommenen vorgenommen worden war, durften wir am ſiebenundzwanzigſten die Käfige verlaſſen. Ob wir noch laufen konnten? Steifbeinig wie die Reiher ſtakten wir los. Aus allen Wagen quoll es grau bei grau. Ließ jeder die Augen rundum gehen. Da alſo ſollten wir vorerſt bleiben. Das kann ſchließlich keine Ewigkeit dauern. Die Brüder daheim ſind doch den Feinden feſte am Leder. So blickten wir ſinnend den Schienenſtrang entlang. Aus der Unendlichkeit ſchien er zu kommen. O ja, vier Wochen ſind wir gefahren. So kommt man ſchier aus der Unendlichkeit. Und da, ganz weit im Weſten, da lag irgendwo Deutſchland, und da rauſchte irgendwo die Saale. Ich meinte, das könne nun alles gar nicht mehr ſo ſein, wie ich es von Jugendtagen an gekannt, die Heimat ſei verſunken, der Fluß ſtill geworden und das Dörflein auf der Höhe tot und begraben. Dann kam es über mich wie eine große Freude. Ich war fortgeführt worden, un-

endlich weit mit vielhundert Kameraden, aber die Heimat ſtand, der Fluß rauſchte, im Dörflein wirbelte der Rauch aus den Eſſen auf, und ich würde das einmal wiederſehen, irgendeinmal.

Bis dahin muß man warten und ſich mit der Gegenwart abfinden. So trotteten wir denn los und ließen im Gehen die Augen forſchend rundum ſchweifen.

Die Bahn hatte uns in einen faſt kreisrunden Talkeſſel geführt. Rings hohe, kahle Hänge, auf denen Schnee lag. Nicht ein einziger Baum reckte ſich heraus. Und wäre es das armſeligſte kahle Geäſt geweſen, es hätte den Augen wohlgetan. Schnee und Schnee, dazwiſchen graudunkle Felsmaſſive. Auch am Wege nicht eine einzige verdorrte Diſtel. Es wäre doch eine Spur von Leben geweſen.

So im Schreiten ſchätzte ich die Entfernung von Höhe zu Höhe, quer über das Tal hinweg, auf zwölf bis fünfzehn Kilometer.

Hinter uns, über dem Schienenſtrange drüben, lag ein Dorf, oder nannte es ſich Stadt. Es mögen ſo an die dreihundert Häuſer geweſen ſein. Das, wurde geſagt, ſei Dauria. Ich bin ſpäter öfters im Orte geweſen. Es iſt ein armſeliges, ſchmutziges Neſt. Wohnen da auch viele Chineſen.

Vor uns, in der Nähe der Bahn, lagen Kaſernen, die den Offizieren zugewieſen wurden. Weiter

hinaus, etwa einen Kilometer, ſtanden die Mannſchaftskaſernen für die Infanterie. Waren eine ganze Reihe. Alles Backſteinbauten, zweiſtöckig und von außen nicht unſchön. Zwiſchen je zwei Kaſernen, ein wenig vorgeſchoben, lagen einſtöckige Häuſer. Deren Zweck iſt mir dahin gedeutet worden, daß es die Speiſeſäle für die Mannſchaften ſeien.

Etwa in gleicher Höhe mit den Wohnhäuſern für die Offiziere zogen ſich nach rechts hinaus Kavalleriekaſernen. Von denen aus wiederum nördlich lagen Pferdeſtälle. Iſt zwiſchen den Linien hernach noch eine neue Kaſerne gebaut worden, ebenſo rechts nördlich der Infanteriekaſernen. Links von denen, noch weiter nach Norden vorgeſchoben, ſtanden Schuppen.

Die linke, weſtliche Seite des Lagers nahmen ein: der Brunnen, ein Haus, das ſpäter als Lazarett diente, eine Baracke, in der hernach die Typhuskranken lagen und im Süden, links von den Offizierskaſernen, die Kantine.

Eines muß ich noch erwähnen, einen Ort, an den wir in Sommer- und Wintertagen einzeln und in Rotten hinaus gezogen ſind, oft an die einhundertfünfzig Mann. Das war der Friedhof, der rechts im Süden, über dem Gleiſe drüben lag.

Die Entfernungen waren nicht unbedeutend. Ich habe einmal das Lager umwandert, mich etwa fünfzig

bis ſechzig Meter von den Poſten entfernt gehalten und habe eine und eine Viertel Stunde gebraucht. Nach dem Friedhofe gingen wir dreiviertel Stunden, in das Dorf ebenſo lange, an den Brunnen eine Viertelſtunde, zu den Offizierskaſernen nicht ganz ſo lange.

Als wir in Dauria eintrafen, lagen da ſchon etwa dreitauſend Deutſche und Öſterreicher. Es ſind ſpäter im ganzen etwa zwölftauſend Mann geworden, und ſind auch Türken dazu gekommen.

Kundige meinten, die Ruſſen ſeien dabei, hier eine Feſtung zu errichten.

Die Kälte war ſo ſtark, daß wir auf dem Wege vom Bahnhofe die Naſen und Augen mit den Händen ſchützten. Es dauerte nicht lange, ſo wurden die Hände blau, und wir bohrten ſie in die Taſchen und zogen die Köpfe ein. Und unter uns marſchierte der arme Menſch, der außer ſeinem Mantel nichts auf dem Leibe hatte und klapperte, daß man meinte, man höre ſein Gebein zuſammenſchlagen.

In jeder der Kaſernen wurden ſpäter im ganzen durchſchnittlich zweitauſend Mann untergebracht, in den Speiſeſälen fünfhundert. Ich kam in einen der Speiſeſäle. Rechts und links des Saales war je ein Zimmer. Die nahmen ein deutſcher und ein ruſſiſcher Feldwebel ein. Auch Küchenräume waren da, ausreichend groß und nicht unfreundlich.

So zogen wir also ein, standen und stutzten und klapperten. Der steinerne Fußboden glänzte silberweiß. Ich weiß nicht, war der Raum überhaupt noch nicht oder seit langem nicht benutzt worden. Eiskristalle auf dem Fußboden, die unter unseren Stiefeln knirschten und brachen. An den Wänden hüben und drüben je zwei Reihen Bretter, etagenweise übereinander. Nicht einzelne Abteilungen, nein, lang hin und an den Seiten, rechts und links, führte so etwas wie eine Leiter hinauf.

Das waren unsere Lagerstätten. Keine Decke, keine Unterlage, kein Strohkissen für den Kopf, Holz, nacktes, kahles Holz. Wir wären mit wenigem zufrieden gewesen, aber gar nichts, das war allzu wenig.

Und mußten uns doch nebeneinander bauen. Mann bei Mann, einer dicht an den anderen, uns gegenseitig zu wärmen. Mit den Mänteln deckten wir uns zu. Haben meist zu zweit oder gar zu dritt unter einem Mantel gesteckt.

Im Saale stand ein Ofen. War aus einer Art dünnem Eisenblech gefertigt. Wir haben ihn später eingerissen und uns Waschgefäße daraus gemacht.

Auch hier fehlte es wieder an Holz. Das mußte mit der Bahn herangebracht werden und war kostbar.

Fünfhundert Menschenleiber geben viel Wärme

ab, und wenn wir am Morgen den Kopf durch die Tür ſteckten, ſo kam uns unſer Saal geheizt vor.

Die Wärme aber ließ das Eis auf den Flieſen auftauen. Große Lachen bildeten ſich, und wir ſind vier Wochen ſtändig in den Pfützen gepatſcht. Dann war das Waſſer verdunſtet. Uns auf dem Fußboden aufzuhalten, das war unmöglich, und von vornherein war der Rheumatismus zu Gaſte. Wie haben ſie geſtöhnt, die armen Menſchen, denen das Reißen die Glieder krumm zog. Und war da keine Hand, die ihnen Hilfe oder wenigſtens Erleichterung gebracht hätte.

Den ganzen Tag haben wir auf den Holzgeſtellen gelegen. Das war hernach, als das Land draußen auftaute, recht wenig angenehm; denn zwiſchen den Brettern herab rieſelten Sand und Schmutz auf die Darunterliegenden. Was war das für ein Lärm, wenn wir zu Bette gingen!

Hatte ſich bald ſo etwas wie eine feſte Ordnung gebildet. Im allgemeinen behauptete jeder ſeine Schlafſtätte, und ohne daß Merkmale dafür vorhanden geweſen wären, ergab ſich die Reihe, wenn man von den erſten aus rechnete, und weil jeder ſeinen Nachbar kannte.

In den Kaſernen und Sälen herrſchte militäriſche Ordnung. Die hielten unſere deutſchen Unteroffiziere aufrecht, die unter die Mannſchaften verteilt

waren. Korporalſchaften wurden gebildet und Kompagnien zuſammengeſtellt, die unter Feldwebeln ſtanden. So regelte ſich der Betrieb von ſelbſt. Es wurde kommandiert zum Eſſenholen, Waſſertragen, Holzbeiſchaffen und Gräbergraben.

Anfangs ging alles bunt durcheinander, und es kamen Streitigkeiten vor. Wir Deutſchen aber hatten eben unſere Weſensart mitgenommen, und die verlangte nach Ordnung und ſchuf ſie.

Verwundert alſo gingen wir am erſten Tage an den Holzgeſtellen lang. Wir waren recht niedergedrückt. So ungefähr hatten wir uns Sibirien vorgeſtellt. Kalt, daß das Mark in den Knochen ſchier erſtarrte und als das Land der Verbrecher, die ausgeſtoßen waren von allem, was das Leben verſchönt und erträglich macht. Und ſo war es denn auch. Nur nicht denken, keine Vergleiche anſtellen; denn darüber muß man verrückt werden und irgend etwas tun, das dem Elend ein Ende macht, ſo oder ſo.

Auch in Dauria vier Wochen lang keine Möglichkeit, uns zu waſchen und keinen — Abort. Das Ungeziefer wuchs. Iſt fruchtbar, das Getier, und multipliziert ſich in das Unendliche. Lauſen, lauſen, lauſen. Auf der Fahrt nicht gewaſchen, in Dauria vier Wochen lang nicht gewaſchen, ein Hemd auf dem Leibe und das bis in das Frühjahr 1915, ohne es wechſeln oder wenigſtens reinigen zu können. Dann erhielten wir

ruſſiſche Hemden. Die waren wie Kittelchen, kurz und dünn und nach zweimaligem Waſchen aufgebraucht.

Abortanlagen wurden ſo etwa nach vier Wochen gebaut, allerdings nach ruſſiſchem Muſter.

Zu gleicher Zeit erhielten wir auch eine Waſchgelegenheit. In jedem Saal wurde ein Apparat anbracht, der etwa zwanzig Eimer Waſſer faßte, das man aus Hähnen heraus ſickern laſſen konnte. Fünfhundert Mann zwanzig Eimer! Es reichte grade ſo weit, daß man ſich einmal mit der naſſen Hand über das Geſicht fahren konnte.

Waſſerholen war eine Arbeit, der ſich in dem langen Winter niemand gern unterzog. Zwar war der Weg nur eine Viertelſtunde lang, aber es kam nicht ſelten vor, daß die Kameraden mit erfrorenen Gliedern oder Naſen heimkehrten. Hat kein Menſch uns für den Aufenthalt im Freien einen Handſchuh angeboten oder ein Tuch. Dabei wurde die Kälte auf mehr als vierzig Grad geſchätzt.

Im kommenden Sommer dann ſind wir dreimal in Dauria geweſen. Da unterhielten Chineſen eine Badeanſtalt. „Badeanſtalt!“ Du lieber Gott. Die blechernen Becken waren ſo groß wie bei uns eine mäßige Waſchſchüſſel. Aber es war heißes Waſſer da, und man konnte ſich abwaſchen.

Als wir dann zum erſten Male den Beſuch einer

deutſchen Schweſter erhielten, da wurde auf ihre Veranlaſſung innerhalb des Lagers eine Badeanſtalt, verbunden mit einer Wäſcherei, eingerichtet.

Was hat uns das Vaterland damit für einen Dienſt getan. War ein großes Freuen darüber, daß es ſeinen ſtarken Arm auch nach ſeinen ärmſten Kindern ausſtreckte. Von da ab haben wir jede Woche baden und unſere Wäſche reinigen können. Ein wie großes Stück das einem wieder dem Menſchentume zuführt, das kann nur der ermeſſen, der einmal lange ſchier kein Menſch geweſen iſt.

Als die Badeanſtalt eingerichtet wurde, zog man die Waſchbecken, die wir uns ſelber gefertigt hatten, ein. Von denen habe ich ſchon kurz geſprochen. Eine ſo große Wohltat die Tropfapparate anfangs geweſen waren, ſo genügten ſie doch nicht. Unternehmende Geiſter fingen an, zur Selbſthilfe zu greifen. Im Frühjahre verkrümelte von dem blechernen Ofen ſo Stück um Stück und kehrte als Waſchſchüſſel, in der Lagerſchmiede gelötet, wieder zurück. Und ſo die Blechbedachung der Säle. Die Becken alſo wurden dann fortgenommen. Wir gaben ſie gerne.

Allmählich hatte ſo jeder Tag ein beſtimmtes Geſicht angenommen. In der erſten Zeit ſchien man uns mit langer Weile beſtrafen zu wollen. Das iſt eine gräßliche Strafe.

Der grämliche Wintertag bemüht ſich, mit ein

paar Lichtſtrahlen durch die dick vereiſten Fenſter zu kriechen und uns zu künden, daß er da iſt. Hat gar keine Kraft und keinen Saft, ſo ein Tag. Iſt wie eine Waſſerſuppe. Auf den Holzgeſtellen wird es ſo langſam lebendig. Stiefeln ſcharren, Arme recken ſich, düſtere Geſichter ſchauen auf, ſtützen ſich auf den Unterarm und ſtarren vor ſich hin. In der Garniſon haben wir ſeinerzeit geächzt, wenn der Unteroffizier im Morgengrauen die Tür aufriß: „Aufſtehen!“ Und dann nach einer Weile: „All's g'ſund?“ Wenn doch bloß einer jetzt einmal herzhaft losbrüllen wollte! Aber das iſt alles wie verbaſtert. Kommt ja doch nun der ſtumpfe Tag, den der Herrgott eigens zur Strafe aufgehen zu laſſen ſcheint.

So iſt es wie bei den Kindern. Man ſchimpft ſo viel, wenn ſie ihre Spielſachen zerſtören. Tja, das kleine Volk will doch Arbeit haben, es ſchreit danach. Betätigen muß es ſich, und da das ſchönſte Pferd, die beſte Trommel auf die Dauer langweilig werden, ſo beginnt das Kind, nach Leben zu ſuchen. Es muß ſehen, wie das Ding inwendig ausſieht. Arbeit will es. Und nach Arbeit ſchreien auch wir.

Kartenſpiele tauchen aus den Taſchen auf. Klatſch, klatſch, 59, 60, 61 gewonnen! Die Meſſer müſſen heraus. Schachfiguren ſchnitzen wir und Dame-, Mühle- und Halmaſteine, indes andere die Schachbretter fertigſtellen. Alles dürftig, aber es genügt.

In einer Ecke hocken die Gelehrten. Die treiben Sprachen. Französisch, englisch, russisch. Sind genug Kundige da, die Lehrer und Führer sein können. Auch stenographiert haben wir.

Eine besonders ersprießliche Tätigkeit entfalteten die Österreicher. Mit den Messern haben sie Geigen geschnitzt; sogar einen richtig brummenden, großen Baß haben sie gebaut. Darauf zogen sie Bindfäden.

Im Drange, uns zu betätigen, haben wir Theater gespielt; waren etliche ganz hervorragende Komiker dabei. Die müßten einen Orden kriegen. Jedes Lachen ist im Gefangenenlager einen Taler wert. Ein Gesangverein wurde gegründet. Der bestand noch, als ich aus Dauria fort kam. Ein Turnverein ist nicht recht zum Leben gekommen. Eben waren wir dabei, die Turngeräte zu zimmern, da wurde der Verein verboten.

Schließlich artete die Beschäftigung so sachte zur Arbeit aus. Die Handwerker unter uns mußten Kasernen bauen und eine Kirche mitten im Lager. Sie sollten für je tausend vermauerte Steine drei Rubel erhalten.

Das Material mußte aus der Ziegelei, die etwa dreiviertel Stunden westlich vom Lager lag, heran geholt werden.

Ich hörte sie übrigens öfters schimpfen. Der Unternehmer hat allerhand Ausflüchte gemacht,

auch wohl in Naturalien bezahlt, die er ſündhaft bewertete.

In der Oſterwoche ſechzehn wurden an der Kirche die Glocken hochgezogen. Ich dachte: Was muß das ſchön ſein, einmal wieder die Glocken läuten zu hören, und als die erſten Töne von der Höhe herabkamen, da habe ich mir die Augen gewiſcht. Dann haben ſie uns mit Glockenhall überfüttert. Die ganze Woche wurde gebimmelt. So ein kurzes, abgeriſſenes Läuten, das allmählich wirkte wie Hackſchläge. —

Im Lager wurden wir mit Aufräumungsarbeiten beſchäftigt. Frühjahr 1916 verſuchten die Ruſſen, einen großen Plan zu verwirklichen. Kartoffeln wollten ſie bauen. Da mußten wir außerhalb des Lagers eine weite Fläche umgraben. Ob man hat ernten können, weiß ich nicht.

Im Winter von fünfzehn zu ſechzehn waren wir ja mehr als eingewöhnt und verſtanden, mit der Zeit fertig zu werden. Haben allein länger als vier Wochen an einem Weihnachtsbaume gebaut, aber davon will ich nachher erzählen.

Was wir an Material zu eigenen Arbeiten brauchten, das war in der Kantine käuflich. Von da haben wir uns nach Monaten auch Zuckerſäcke geholt. Der Preis für einen Sack betrug etwa einen Rubel. Gefüllt wurden die Säcke mit Hobelſpänen aus der Tiſchlerei. Darauf lagen wir dann. Im März

ſechzehn erhielten wir dann endlich auch Strohſäcke geliefert. So wurde es langſam in vielem beſſer.

Die härteſte Arbeit war es, Gräber zu graben. Dazu wurden je nach dem Geſundheitszuſtande und der Jahreszeit bis zu einhundertfünfzig Mann täglich kommandiert. Schon im Sommer war der Boden hart, aber es war doch möglich, daß etliche zuſammen am Tage ein Grab fertig brachten. Im Winter aber war die Erde hart wie Zementbeton. Schon nach wenigen Hieben waren die Hacken ſtumpf. Die Splitter flogen umher, klirrend und polternd wie Steine, und wir kamen im Laufe eines Tages nicht einen halben Meter tief, ob wir auch wacker arbeiteten, um nicht zu frieren.

Nun haben wir in Dauria natürlich auch gegeſſen. Früh tranken wir Tee ohne Zucker. Die Zuckerſäcke, auf denen wir hernach ſchliefen, haben w i r nicht geleert. Mittags gab es Kaſcha, Kaſcha und noch einmal Kaſcha. Im Winter öfters Kohlſuppe. Abends wieder Tee, der in zwei Rationen geteilt und deſſen kleinere Hälfte am Nachmittage verabreicht wurde. Fleiſch erhielten wir ab und zu, wenn es hoch kam, in vierzehn Tagen fünfmal je hundert Gramm, einſchließlich der Knochen.

An Brot bekamen wir anfangs täglich etwa dreiviertel Pfund Weißbrot und bis zwei Pfund Schwarzbrot. Das Schwarzbrot haben wir im Winter zer-

ſägt. So hart war es gefroren. Es war grobes Brot, aber es war genießbar. Im Frühjahre fünfzehn fiel das Weißbrot weg.

An den Schwarzbrotrationen merkten wir, wenn etwas beſonderes an der ruſſiſchen Front geſchehen war, etwas, das Väterchens Scharen verdroß. Als unſere deutſche Offenſive im Sommer fünfzehn ſo kräftig einſetzte, wuchſen unſere Rationen im umgekehrten Verhältnis. Auch wir ſollten etwas von deutſcher Siegesfreude zu koſten bekommen. Seit dem Falle von Warſchau betrug die Menge täglich nur ein Pfund. Darunter allerdings iſt ſie nie geſunken.

Unglaublich iſt es, wie die Nachrichten durchſickern. Schon am zehnten Auguſt wußten wir, daß Warſchau gefallen war. Wir haben uns keine Mühe gegeben, unſere Freude zu unterdrücken.

Anfangs durften die Offiziere im Lager eine Rigaiſche Zeitung leſen. Die wurde kurz hernach verboten.

Nachrichten in die Heimat durften wir geben und von dorther empfangen. Es gingen jedoch nur Poſtkarten durch. War auch ſtreng verboten, die Sendungen von daheim in Zeitungen einzuſchlagen. Aber auch da geſchah zuweilen Wunderbares. Ich weiß, daß ein Kamerad ein Paket empfing, auf dem breit und protzig eine ganze deutſche Zeitung lag. Es war zufällig nicht geöffnet worden. Das

Blatt ist wohl durch alle Hände gegangen. Jeder hat es als ein Heiligtum gehütet.

Außer am Essen merkten wir es an den Revisionen, wenn im Westen den Russen etwas gegen den Strich gegangen war. Die setzten zwar unvermittelt ein, aber Not macht erfinderisch. Schriftliche Mitteilungen, nach denen unsere Hüter verlangten, ebenso Karten, sind ihnen wenig in die Hände gefallen. Gab da doch allerlei Verstecke.

Karten, meinten die Russen, würden uns den Weg zur Flucht zeigen. Du lieber Gott, von Dauria aus entfliehen! Es haben es etliche versucht. Das Entweichen war wohl nicht schwer, aber das weitere Fortkommen. Die Flüchtigen konnten sich nur nach Süden wenden, in der Hoffnung, China zu erreichen. Andere Wege aber, als die Karawanenstraßen waren nicht da. So mußten sie die benutzen und fielen dabei regelmäßig den Mongolen in die Hände. Die erhielten für jeden eingebrachten Gefangenen dreißig Rubel. Ich habe mehrere der Zurückgekehrten gesprochen. Sie waren, sobald sie den Russen abgeliefert wurden, jedesmal geschlagen, dann im Lager zu dreißig Tagen Arrest verurteilt worden und mußten zumeist nach den Pferdeställen.

Das Wohnen in den Ställen war allmählich zur Strafe geworden. Es war da bei weitem schlechter als in den Kasernen und den Speisesälen.

Den Verkehr von Kaserne zu Kaserne und von Saal zu Saal haben die Russen nicht gehindert, aber zu den Offizieren durften nur die, die sich durch eine gestempelte Armbinde als dazu berechtigt erwiesen. Selten geschah es, daß einmal ein Offizier zu uns kam und sich nach unserem Befinden erkundigte. Was sollten wir sagen? Der Mensch gewöhnt sich an viel. Öfters hat der Gesangverein versucht, die Erlaubnis zu erhalten, vor den Wohnungen der Offiziere zu singen. Bis auf einmal wurde sie immer verweigert. Pfingsten fünfzehn haben wir da singen dürfen.

Etliche Offiziere hielten im Lager junge Wölfe, die sie von Chinesen gekauft hatten. Es war aber nichts Rechtes mit den Tieren. Sind wohl alle bald wieder abgeschafft worden.

Die unterirdischen, verborgenen Kanäle, durch die die Kunde von den deutschen Erfolgen wie helles Bergwasser herein sickerte, brachten auch trübe Lachen. Der Kaiser war gefangen genommen worden, Kaiser Franz Joseph gestorben. Wir haben es nie geglaubt.

Streitigkeiten, die zu Schlägereien ausarteten, traten auch auf. Die Küchenmannschaften lebten zum Teil auf unsere Kosten. Da haben wir es durchgesetzt, daß nie mehr als vier Mann in der Küche waren, und alle acht Tage kam dazu ein neuer und löste einen anderen ab.

Einmal kamen wir, die Spaten geſchultert, von der Arbeit außerhalb des Lagers. Da machte einer den Vorſchlag, wir wollten den Poſten einen Schrecken einjagen. Legen wir alſo die Spaten ein wie ſeinerzeit die Lanzen und Seitengewehre und rennen mit Hurra auf die Poſten los. Hurra und Hurra! Und die Poſten machen Kehrt und ſtürmen dem Inneren des Lagers zu. Da ſtehen wir und lachen, lachen, daß die Seiten ſchüttern. Bis einer meint, das könne dumm auslaufen, und es könne Arreſt und Pferdeſtall darauf geben. Als uns die Poſten lachen ſahen, kehrten ſie zurück und nahmen ihre Plätze wieder ein. Iſt glücklich vorübergezogen, das Unheil, in das uns unſer kindiſcher Übermut beinahe gebracht hätte.

Ich habe die Erfahrung gemacht, daß der ruſſiſche Soldat eine hölliſche Angſt vor ſeinem Offizier hat. Eine Meldung zu machen, dazu entſchließt er ſich ſchwer.

Hat doch gar ein ruſſiſcher Feldwebel eine Ohrfeige, die ihm ein flinker Berliner verabreichte, eingeſteckt. Der Feldwebel hatte den Gefangenen geſchlagen, und gegen nichts iſt der Deutſche ſo empfindlich als gegen Schläge. Die gehen an die Ehre.

Unſere Wächter wagten es nicht allzuſehr, die Herren herauszukehren. Gingen mit der Zeit doch eine Menge Pakete von der Heimat ein. Mit denen hatten wir die Ruſſen am Schnürchen. Sie hatten

zumeiſt auch nicht viel zwiſchen den Zähnen und kein Geld im Sacke. Schoben wir alſo da etwas zwiſchen ihre Kauwerkzeuge oder in ihre Taſchen, ſo war ſo weit ganz gut mit ihnen auszukommen.

Auch allerlei Scherze leiſteten ſich die Ruſſen. Am achtzehnten Auguſt 1915 wurden wir gefragt, wer von uns ruſſiſcher Untertan werden wolle. Iſt aus dem ganzen Lager einer auf den Leim gegangen, und das war ein Pole. Selbſt der aber erklärte ſich nicht aus Liebe zu den Moskowitern bereit, ſelber einer zu werden, ſondern aus Furcht vor einem Offizier, gegen den er aufſäſſig geweſen war. Er rechnete damit, daß man ihm die Strafe erlaſſen werde, die ihn erwartete. Weiß nicht, ob es geſchehen iſt. Wir anderen aber haben gemurrt und laut geſchimpft. Iſt einem viel zugemutet, wenn man die Hand küſſen ſoll, die die Knute ſchwingt, und kann auch nur aus ruſſiſchem Denken heraus überhaupt ſolche Zumutung geſtellt werden.

Etliche Monate ſpäter ein neuer Scherz. Am elften Februar ſechzehn fragte man uns, wer als landwirtſchaftlicher Arbeiter in das Innere Rußlands gehen wolle. Ja, dazu waren unſrer viele bereit, iſt aber keinem ein Pflugſterz in die Hand gegeben worden, ſondern ſtatt deſſen hernach Spaten und Pickel an der Murman-Bahn.

Zahlloſe Züge haben wir vom Lager aus fahren

ſehen. Auf den meiſten lagen große Überſeekiſten. Wir hatten erfahren, daß Amerika mächtig viel lieferte. Da haben wir die Fauſt gegen die rollenden Züge geballt. Daß man es nicht hindern kann und ſehen muß, wie hinter den weißen Brettern der Tod gegen die Brüder fährt! — —

Als wir in Dauria ankamen, war der Geſundheitszuſtand erträglich. Viele brachten Ehrenmale von den Schlachtfeldern mit nach Sibirien. Die heilten in der Kälte und dem Dunſte, der unſere Lagerſtätten faulen ließ, ſchwer, und es kam zu langer Eiterung. Die Verbandpäckchen hatten uns die Ruſſen abgenommen. So riſſen die armen Verwundeten ihre Hemden in Streifen und verbanden ſich damit notdürftig.

Im Lager war anfangs nur ein ruſſiſcher Arzt. Nicht mehr. Später ſtanden ihm etliche öſterreichiſche Mediziner bei. Auch ein deutſcher Arzt traf ein. Der wackere Mann hat ſeine Verwundeten nicht im Stiche laſſen wollen und iſt hernach, als er die Not in Dauria ſah, da geblieben.

Die Not wuchs wie ein Fliegenſchwamm im Sommerregen. Im Frühjahre fünfzehn brachten gefangene Türken den Typhus in das Lager. Der iſt wie ein gieriger Würger durch die Kaſernen, Säle und Schuppen gegangen. Aus meiner Kompagnie hat er zwanzig Mann mitgenommen auf Nimmer-

wiederkehr. Aus anderen Kompagnien mehr, ja manche ſind faſt alle geworden.

Die Kranken verfielen raſch in ein hitziges Fieber. Dabei warf ſie die Kälte hoch. Sie wehrten ſich, ſolange es anging; denn es graute ihnen davor, den Ruſſen wehrlos ausgeliefert zu ſein. Einen Tag oder zwei blieben ſie auf ihren Brettern liegen. Wurde es dann ſchlimmer mit ihnen, ſo kamen ſie in einen Nebenraum der Kaſerne. Von da trug man ſie hernach in der Zeltplane oder im Mantel in die Typhusbaracke oder das Lazarett. Als die Krankheit immer ſtärker um ſich griff, haben wir Bahren gebaut.

Sollen zu Zeiten an die tauſend Mann in Lazarett und Baracke gelegen haben. Da ruhten ſie auf den gleichen Holzpritſchen wie wir, hatten das gleiche Eſſen und an Medizin anfangs nichts als ein weißes Pulver, das gleicherweiſe die Leicht- wie die Schwerkranken erhielten. Was haben die Mauern da links vom Lager an Seufzern und Fieberſchreien vernommen. Iſt immer ein unendlich Heer von Klagen unterwegs geweſen nach der Heimat. Sie haben ſich gegen den Tod gewehrt, die Kranken, und wer ihn übermochte, der kam als ein gebrechlicher Greis aus der Hölle unter die Lebenden zurück, genas langſam, um vielleicht ſpäter an der Murman-Bahn am Skorbut zugrunde zu gehen.

Den meiſten waren die Haare ausgegangen. Die Leute hingen wie Skelette in den Kleidern. Wir haben uns ihrer erbarmt. Gab es zum Mittagbrote Fleiſch, ſo mußten die Küchenmannſchaften den Kranken etliche Becher der beſten Brühe abſchöpfen. Auch unſere Fleiſchrationen ließen wir für ſie verkleinern. So kamen ſie denn langſam wieder hoch.

Frühjahr und Herbſt waren die Zeiten, da die Epidemie mit raſſigen Zähnen fraß. Im kalten Winter und im Hochſommer war es beſſer. Erloſchen iſt ſie auch in den Zeiten nicht ganz.

So waren wir immer dabei, auf dem Friedhofe Schlafkammern zu rüſten. Auf Vorrat haben wir gearbeitet, iſt aber nie ein großer Vorrat geworden. Am zwanzigſten März ſechzehn habe ich die Kreuze auf dem Friedhofe in Dauria gezählt. Es lagen da, den Kreuzen nach, fünfhundert Deutſche und Öſterreicher, hundert Türken und acht Juden. Ich weiß aber, daß in vielen Gräbern ihrer mehrere beieinander ruhen, und ſo mag die Zahl, die man mir nannte, nicht falſch ſein. Tauſend Tote ſollen auf dem Friedhofe in Dauria ausruhen. Und iſt eine ſo öde, jämmerliche Stätte.

Wir haben ſie hinausgetragen, immer acht Mann der Kompagnie, der der Tote angehörte, haben die Augen traurig in die Steppe wandern laſſen und haben ſinnend hinabgeſchaut auf den kärglichen Holz-

ſarg, den man im Lager zuſammen geſchlagen. Dann trat ein Kamerad an das Grab und ſprach etliche Worte. So wie ſie ihm aus dem Herzen kamen. Und ſie trafen immer das Rechte. Hub ein Tönen in uns an und ein Stöhnen. „Bleib du im ew'gen Leben, mein guter Kamerad."

Wir haben ſie hinausgetragen, wenn über uns die Steppengewitter raſten, wenn die Sonne den Sommer vorlog, wenn der Sturm den Schnee uns beißend in das Geſicht jagte. Sind mit knickenden Knien heimgekehrt und haben uns fröſtelnd in die Säle gedrückt.

Was haben wir uns gefreut, als dem deutſchen Arzte, der uns beiſtand, das Eiſerne Kreuz nach Dauria nachgeſchickt wurde.

Den Friedhof ſelbſt konnten wir vom Lager aus nicht ſehen. Er war nach Süden zu geneigt, und das Gelände war wellig. Die Kreuze aber, die wir den Toten errichteten, ſahen wir alle Tage von weitem. Jedem, den wir in die Erde betteten, haben wir ein Kreuz geſetzt und ſeinen Namen hinein geſchnitten. In der nördlichen Ecke des Friedhofes haben wir all den Schläfern ein Denkmal gebaut. Auf einem ſtumpfen, vierſeitigen Obelisken ruht ein Adler, der den Kopf nach Weſten wendet. Von daher ſoll uns Hilfe kommen, dahin wollen wir zurück. An der Vorderſeite iſt ein Manneshaupt. Der Mund iſt

traurig, wie zum Weinen, verzogen, die Augen blicken ſtarr und leer. Unter dem Kopfe trägt eine Tafel die Inſchrift: Dem Andenken der 1914—15 verſtorbenen Soldaten Deutſchlands, Öſterreich-Ungarns und der Türkei. Die anderen Seiten tragen die Sinnbilder des evangeliſchen, katholiſchen und muhamedaniſchen Bekenntniſſes.

Die Steine zum Bau des Denkmals haben uns die Felſen Daurias geliefert. Aus Zement wurden die Blöcke für Kopf und Adler gegoſſen und dann von den Bildhauern unter uns künſtleriſch ausgehauen. Auch die Tafeln wurden gegoſſen. Entworfen und in der Hauptſache ausgeführt wurde das Denkmal von dem öſterreichiſchen Profeſſor Mühlegger.

Da ſteht es nun am Fuße der dauriſchen Felſen. Lange, lange wird es der Wind umbrauſen. Seine Stimme wird den Toten das Klagelied ſingen und ſie beweinen. Ruhl viel zerbrochenes Hoffen ſtill in der harten Erde. Es wird nicht lange dauern, dann haben Schnee und Frühjahrswaſſer und Wind die Gräber eingeebnet. Die Holzkreuze werden ſinken, wird keine Hand ſich rühren, ſie wieder aufzurichten. Das Denkmal aber, meine ich, wird noch lange reden.

Als die Not am höchſten war, iſt unſer Deutſchtum dazwiſchen gefahren.

Die mecklenburgiſche Schweſter, die am zehnten

November fünfzehn eintraf, und die ich schon einmal erwähnt, hatte scharfe Augen und einen klugen, klaren Kopf. Ob da ein Bad sei, fragte sie. O ja, das sei da. Sie wolle es sehen. Hm ja, es sei noch nicht ganz fertig. — Nicht lange hernach war es fertig und eine Entlausungsanstalt dazu.

Die Säle wurden nun mit Lysol ausgespritzt. Deutsche Sanitäter übernahmen die Krankenpflege zusammen mit österreichischen. Jetzt wurde untersucht und gefragt, daß es schier zu arg wurde. Ein Kranker in der Kompagnie genügte, um die ganze Kompagnie abzusperren. Arzenei war da, und das Menschentum schlug seine Augen groß und freudig auf.

Ist viel, viel besser geworden hernach, und die Krankheiten gingen auf das Maß zurück, das auch die ernsthafte Fürsorge nicht unterkriegen kann.

Gott sei Dank, daß das Deutschtum so stark ist, daß es die verriegeltsten Tore sprengt. Das vermag es, weil es die Menschlichkeit mitbringt, und das muß ihm Ewigkeitswert geben und eine hohe Aufgabe für die Zukunft. — —

Nahezu ein Jahr waren wir nun in Dauria. Hatten auf der Fahrt allerlei über die Dauer des Krieges gemutmaßt und waren einig darin gewesen, daß sein Ende nicht weit sein könne. Haben auch im Lager auf den Pritschen oft von der Heimkehr gesprochen, und mancher hat ein Kunstwerk, eine Mühle,

ein Flugzeug, das er fertig geſtellt, mit bebenden Fingern beiſeite gelegt. „Das bringe ich meinem Buben mit heim.“ Nun hörten wir auf, vom Frieden zu reden, und obſchon wir die Hoffnung nicht totſchlagen konnten und wollten, ſie kroch doch am Boden wie ein Adler, dem man alle Federn ausgeriſſen hat.

Ja, und nun war Weihnachten wieder nahe. Irgendwo rüſtete ſich das Chriſtkind zur Fahrt auf die Menſchenerde, warf ein weißes Kleid über, nahm den Baum in die Hand, hatte ſich ein Strahlenkränzlein um das Haupt gewunden und legte, bevor es den erſten Schritt tat, die Hand vor die weinenden Augen, wiſchte dann raſch darüber, daß ſein Blick wieder hell werde, und die Menſchen nicht ganz verzweifelten, wenn ſie auch das Chriſtkind weinen ſähen.

Im vergangenen Jahre waren flinke Füße aus den Wagen der ſibiriſchen Bahn geſprungen und hatten die Weihnachtsbäume herein geholt. Der uns den Baum gebracht, der lag mit gefalteten Händen ſtill unter gefrorener Erde und ſo manch anderer gleich ihm. Wir aber rüſteten einen Baum.

Nicht ein Bäumlein habe ich auf Daurias Erde geſehen. So ſchufen wir den Baum aus dem Nichts.

Vier Wochen haben kunſtfertige Hände gearbeitet. Dann prangten in jedem Saale, in jeder Kaſerne, eine Anzahl Weihnachtsbäume. Den Tannenwald haben

wir belogen. Ein langes Holz haben wir gerundet und nach oben verjüngt. Dann haben wir ihm Stäbe in die Seiten gebohrt, die die Äste darstellten, und die Äste haben wir mit Zweiglein versehen. Das zierliche, aber kahle Gestell, das in seiner Nacktheit zum Weinen reizte, haben wir mit grünem Papier umkleidet, das wir aus der Kantine holten. Die feinsten Zweiglein erhielten gefranzte Papierstreifen. Eine unendlich mühsame Arbeit, aber als das Werk fertig war, da stand ein Etwas vor uns, das, wenn man etliche Schritte zurücktrat, unstreitig aussah wie ein Baum, der irgendwo im deutschen Walde gewachsen war. Die Bäume haben wir mit Lichten besteckt. Acht Kopeken kostete das Stück in der Kantine.

Unser Baum war der Triumph des Lagers. Ein Kamerad hatte im Lager ein altes Uhrwerk, einem Wecker entstammend, gefunden. Daran hat er gesessen und hat es zum Leben erweckt. Es surrte und schnurrte. Griff ein Rad in das andere. Und das Uhrwerk drehte unseren Weihnachtsbaum. Immer um sich selber tanzte er. Einer meinte, so habe er es daheim auch, nur daß sein Werk dazu klimpere: „Stille Nacht, heilige Nacht." Der Künstler hatte nicht alle Räder für den Baum gebraucht. So hatte er ein neues Wunder geschaffen. Gingen von dem Wecker aus Schnuren nach der Decke, liefen da über etliche andere Rädchen und zogen im Ringelreihen

zwei Zeppeline und ein deutsches Flugzeug. Die kreisten über dem Baume.

Auch ein Festmahl hatten wir. Zu Weihnachten hat die Kameradschaftlichkeit die Herzen doppelt gebefreudig gemacht. War einer an dem Abende so reich als der andere. Ist das selbst in der Armut nicht leicht.

Wir hatten zusammengelegt und in Dauria Nudeln gekauft. Ein österreichischer Major schenkte jeder Kompagnie einen Viertelzentner Schweinefleisch. Da haben wir geschwelgt.

An den Decken der Säle hin waren lange Papiergirlanden gezogen. Alles sah festlich aus und freudig und schritten doch Menschen darunter, die die Herrlichkeit nicht ansehen konnten, ohne nach den Augen zu fahren.

Am Abende ging der Gesangverein von Kaserne zu Kaserne. Die Weihnachtslieder haben wir mitgesungen, aber als sie das Lied anstimmten: „Nach der Heimat möcht' ich wieder", da haben wir die Hände zusammengelegt und gesessen wie in der Kirche, haben kaum zu atmen gewagt und haben gebettelt: „Singt es noch einmal, das Lied von der Heimat."

Und sie haben es überall gesungen, in den Kasernen und in den Schuppen. Ist hinüber gehallt zu den Kranken. Mag mancher im Fieber den Kopf lauschend gehoben haben. „Daheim bin ich, daheim!"

Der Lagerkommandant ging durch alle Mannschaftsräume, sah unsere Weihnachtsfeier und sprach nichts. Weiß nicht, ob ihm das Herz nicht auch weh getan hat.

Dann löschten wir die Lichter. Im Saale brannten die dürftigen Lampen, die ständig unsere Nächte störten, wir lagen auf den mit Hobelspänen gefüllten Zuckersäcken oder auf den harten Brettern, je nachdem, und dachten heim. War eine wehmütige, aber herzerhebende Feier, und — ging doch in der Nacht der Tod grausig durch das Lager.

Davon erfuhren wir anderen Tages, ob es auch verborgen bleiben sollte.

Um Mitternacht war ein Transport Österreicher gekommen. So fünf- bis sechshundert Mann. Von denen waren unterwegs mehr als fünfzig gestorben, und fast alle anderen wurden halbtot in die Typhusbaracke getragen. Sie hatten den Hungertyphus im Leibe. Sollen ihrer eine große Zahl gestorben sein.

Da ist das Leid wie ein geharnischter Ritter im hart klirrenden Eisenkleide über Daurias Erde gegangen. Waren doch Menschen und Brüder, die da litten und starben. Was muß es schrecklich gewesen sein, wenn einer im halben Erwachen aus Fieberwahn auffuhr, sich besann, daß sie daheim Weihnachten feierten, neben sich die laut rufenden und stöhnenden Kameraden sah, und von der sibiri-

ſchen Kälte geſchüttelt, langſam zurückſank in Fiebernacht.

Es wurde erzählt, man habe den Leidenden Milch gegeben. Ich weiß, daß unſere deutſchen und öſterreichiſchen Sanitäter gewiß getan haben, was ſie konnten, aber der Tod hat doch eine ſchreckliche Ernte gehalten. — —

Am erſten Weihnachtsfeiertage durften die ruſſiſchen Mannſchaften durch die Säle gehen und unſere Herrlichkeiten ſehen. Sie waren wie die Kinder. Ich habe im ſtumpfeſten Geſicht die Augen weit werden ſehen.

Der Winter von fünfzehn zu ſechzehn war weit gelinder als ſein Bruder im vorigen Jahre. Am ſiebenundzwanzigſten Januar haben wir Kaiſers Geburtstag gefeiert. Unſer Feldwebel hielt eine Anſprache. Haben uns nichts in den Weg gelegt, die Ruſſen. Und wir haben die Häupter gereckt. Gefangen ſind wir, ja, gefangen, aber wir ſind ein Bruchteil, ein kleiner nur des Deutſchtums. Und das iſt ſtark und zwingt, wenn auch im ſchwerſten Ringen, das die Männererde je geſehen, ſeine Feinde nieder. Das iſt wie ein heiliges Feuer ſtets in uns geweſen.

Waren auch ſolche unter uns, die an den Zuſtänden im deutſchen Vaterlande einſt allerlei auszuſetzen gehabt hatten und auch jetzt nicht damit

hinter dem Berge hielten, aber daß wir ſiegten und Deutſchland feſt bleibe, das war auch ihr ehrlicher, inwendiger Glaube. Das Deutſchtum hat durch den Krieg viel gewonnen.

Wir haben es nie kräftiger geſungen als in Dauria: „Heil Kaiſer dir!“

Wir wußten genug von den deutſchen Hieben. Kamen des öfteren Transporte. Und ob auch die Neuen eine Zeitlang von uns abgeſperrt wurden, ſchließlich mußte man ſie doch mit uns zuſammenkommen laſſen. Die haben uns erzählt, wie wir vorwärts gekommen waren im Oſten, wie ſie aushielten und aufhielten im Weſten, und daß ſie daheim zuſammenſtünden wie ein Mann, daß ſie freudig entbehrten, und ob ſie ſich ſchon nach Frieden ſehnten, doch bereit waren, das Letzte zu geben an den Sieg und die Ehre.

Da haben wir Deutſchtum geatmet und haben den Blick über Daurias Erde ſchweifen laſſen. Du ſchlägſt uns doch nicht tot!

Ich erlebte eine beſondere Freude in der Zeit. Traf einen Lehrer aus meinem Nachbardorfe. Wir haben zuſammengeſeſſen und haben erzählt. Ja, die Saale floß noch, und die Berge ſtanden noch, und daheim gingen ſie noch auf den Acker, ſäten deutſches Korn und ernteten deutſche Kraft.

Sein Vater iſt mir hernach in der Heimat um den Hals gefallen. „Hätteſt du doch meinen Jungen

mitgebracht.“ Daß ich es gekonnt hätte! Er ist in Dauria geblieben. Gebe Gott, daß ihm die Murman-Bahn erspart bleibt.

Am zwanzigsten und am vierundzwanzigsten Februar sechzehn trafen große Liebesgabentransporte ein. Die letzten wurden von Schweden, die dem Roten Kreuz angehörten, verteilt. Viel war es, kam aber doch auf je fünf Mann nur ein Paket. Hab Dank für das Gedenken, liebe deutsche Heimat.

Zum zweiten Male besuchte uns eine deutsche Schwester am sechsundzwanzigsten März. Im Gegensatz zur ersten sprach sie vom Kriege. Es seien fünfzigtausend Deutsche in russischer Gefangenschaft, erzählte sie. War nicht viel, das sie sagen durfte, aber wir waren wie die Verschmachteten, die schon ein Tropfen Wassers labt. Jeder von uns erhielt drei Rubel. Außerdem ließ sie für jeden drei Rubel zurück. Die bekamen wir ausgehändigt, als wir am einunddreißigsten Mai zur Abfahrt von Dauria antraten.

Kurz vorher war noch eine Revision gewesen. Ich hatte es auch diesmal fertig gebracht, zu verstecken, was mir lieb war, vor allem meine Aufzeichnungen.

Auch mein Messer konnte ich verstecken. Das hat mir später gute Dienste getan. Im Lager hatte ich einen Rindsknochen gefunden. Ein Stück Röhre. Das habe ich in der Schmiede mit Blei ausgefüllt

und darin eine Klinge festgegossen, die stark war und grade und scharf. Ich hatte sie aus einer Feile geschmiedet. Für das Messer fürchtete ich, weil es fast eine Waffe war.

Am zweiten Juni fuhren wir in Dauria ab. Wohin? Ja, wer das wüßte. Wurde uns auch nicht die kleinste Andeutung gegeben.

Wir stritten über die Richtung, in der wir fahren würden. Ging es nach Osten, tiefer in die Mandschurei oder nach Westen?

Länger als ein und ein halbes Jahr bin ich in Dauria gewesen.

War allerlei Lärm, als wir abfuhren. Ich war still. Ein und ein halbes Jahr in Sibirien! Liegt viel in der Vergangenheit, viel Enttäuschung. Der zerbrochenen Hoffnungen sind mehr als ein ganzer Eisenbahnzug voll. Wir lassen Kameraden zurück und — Gräber.

Und Frieden ist es noch nicht. Das hätten sie uns sagen müssen. Wohin geht die Fahrt? Helf Gott, in — die Freiheit!

4

Nach der Murman-Bahn

Wir gehörten dem zweiten Transport an, der Dauria verließ. Vierzehn Tage vorher war ein gleicher abbefördert worden. Die in Sibirien bleiben mußten, beneideten uns.

„Es ist gleich, wohin ihr kommt", sagten sie, „besser als in der felsigen Öde muß es sein."

Das dachten auch wir. Der kurze, sibirische Sommer war auf der Höhe. Im September wurde es wieder kalt. Hatte im vorigen Jahre früh angefangen zu schneien, und obschon der Winter im Vergleich zu dem von vierzehn zu fünfzehn milde gewesen war, so war er doch strenger als bei uns der kälteste. Wir hatten uns nur gewöhnt, mit anderem Maßstabe zu messen, und das milderte unsere Rede.

Nun also waren wir wieder zu vierzig Mann in je einem Wagen untergebracht. Da wir im Sommer standen, war es wohl möglich, auch auf den Dielen zu schlafen. So schoben wir die untersten Bretterlagen nicht ein, sondern legten Bretter gegenüber der Tür von einem Seitengestell zum anderen, so daß die eine Hälfte dicht unter der Decke, die andere auf den Dielen schlief.

In jedem Wagen wurde ein Wagenälteſter ernannt. Der hatte dem Transportführer den Empfang der Tagesrationen zu beſtätigen und unter uns auf Ordnung zu halten. Mit dem Ordnunghalten hatte er keine Not. Empfangsbeſtätigung aber forderte man von ihm auch für Nichtgeliefertes.

Tee ſollten wir unterwegs erhalten und Zucker dazu. Wir haben beides nicht ein einziges Mal geſehen. Es ſei nicht da, wurde geſagt. Was nicht da iſt, das kann man nicht nehmen. So gaben wir uns denn damit zufrieden, daß man uns den Ausfall in Gelde vergüten werde. Das hatte der ruſſiſche Offizier, dem der Transport unterſtellt war, verſprochen. In Penſa ſollte das Geld ausgezahlt werden.

Da wir noch immer nicht ruſſiſch zu denken vermochten, trauten wir dem Offizier. Iſt zwar keine gute, iſt aber doch deutſche Art, auch einmal etwas als erhalten zu beſtätigen, das man zwar noch nicht zwiſchen den Fingern hat, aber gewiß erwartet. So unterſchrieben denn die Wagenälteſten, daß ſie für ihre Mannſchaften den Betrag für Zucker und Tee empfangen hätten. Wurde ja in Penſa gewiß ausgezahlt.

In Penſa ſtanden wir hernach mit langen Geſichtern da. Der uns das Geld hätte geben ſollen, war fort. Ich weiß nicht, iſt er unterwegs ausgeſtiegen oder hat er ſich in Penſa verkrümelt.

Einer von uns rechnete raſch zuſammen, wieviel dem einzelnen ungefähr entzogen worden war. Das hat er dann mit zwölfhundert multipliziert, und es kam eine Summe heraus, die ſich hören ließ. Das alſo hatte der Führer beiſeite gebracht. — War ein Offizier!

Etliche ſchimpften und fluchten, fuhren auch auf die Wagenälteſten drein, weil ſie ſo leichtgläubig geweſen waren, aber was war da zu machen? Ich glaube, auch wenn ſie nicht unterſchrieben hätten, es wäre doch das Gleiche geweſen. — —

Lange nachher, als uns eine freundliche ruſſiſche Schweſter an der Murman-Bahn aufſuchte, haben wir der geſagt, was uns unterwegs geſchehen war. Sie hat es aufgeſchrieben. Etliche vermuteten, die Schweſter ſei eine ruſſiſche Großfürſtin geweſen. Vielleicht, daß man den Spitzbuben ausfindig gemacht und ihm das Geld abgenommen hat. Ob meine Kameraden etwas davon zu ſehen bekommen, weiß ich nicht. Ich meinerſeits ſchenke es dem Manne, der es gewiß brauchen kann. —

In Dauria wurden die Wagen abgeſchloſſen. Das ſchien mir Torheit zu ſein; denn ob es ſchon Sommer war, ſo konnte es doch keiner wagen, etwa aus dem Zuge zu ſpringen und das Land unter die Füße zu nehmen.

Mancher legte ſich gleich zu Beginn der Fahrt auf

die Diele. „Was ſoll ich fragen, wohin es geht? Ich ſchleppe das Elend, bis ich darunter liegen bleibe, und ob das in Dauria iſt oder ſonſtwo, das kommt auf eines hinaus.“

Wir anderen lehnten aneinander und mutmaßten. Die Hoffnungsfreudigen ſprachen von Frieden.

„Frieden iſt, und wir kommen heim.“

„Menſch, das hätten ſie uns doch geſagt.“

„Warum ſollten ſie das? Meinſt du, daß ſie geſiegt haben?“

„Die Ruſſen? Sag' das nicht wieder!“

„Alſo.“

„Ja und?“

„Haſt du denn gar keinen Verſtand?“

„Och, wie ich ſo'n Junge war, ſagte der Lehrer, ich hätte Verſtand.“

„Das iſt lange her. Alſo paß Acht: Sie haben geſagt, es kämen alle fort aus dem toten Lande. Alle, Menſch. Nicht auf einen Schub, ſo nach und nach. Wie ſie von drüben nach hier ausgewechſelt werden, wobei ſie noch immer gut und gerne auf einen von uns zehn von ſich rechnen können. So iſt das. Und nu laß mich mal aus dem Käfig gucken.“

Das Land flog vorüber, wäre zu viel geſagt. Es trudelte ſich ſo ſachte vorbei. Und wenn du zehn Minuten die Augen haſt darüber gehen laſſen, dann kannſt du dir das Schauen auf Stunden hinaus er-

ſparen. Es bleibt draußen dasſelbe. Ein ziemlich ebenes Land, in dem ein hartes, helles Gras wächſt. So iſt das auf zehn Meilen, auf zwanzig, ach, heute ſo und morgen.

Ich mußte daran denken, wie das Land vor reichlich anderthalb Jahren ausgeſehen hatte. Da lag überall Schnee, und man verzeiht das einer Gegend ſozuſagen, wenn ſie ſich da nicht ſo präſentiert, wie ſie es ſonſt wohl kann. Wenigſtens denkt man: Na, wenn du erſt mal das Kopftuch abgetan haſt, hernach wirſt du doch ein Geſicht haben, mit dem etwas anzufangen iſt.

Nun war ja das Kopftuch weg, aber das Geſicht habe ich vergeblich geſucht.

Von Dauria wußten unſere Gelehrten im Lager zu ſagen, die Wüſte Gobi lange bis da herauf. Ich hatte mir unter einer Wüſte etwas anderes gedacht. So: Sand und wandernde Wellen, nicht himmelhohe, harte Felswände, die ſo leer waren, wie man das eigentlich gar nicht für möglich hält. Aus der Gobi mußten wir nun ſo langſam herauskommen, und ich fragte einen, was denn das nun für ein Stück der weiten Erde ſei. Tja, ſagte er, das ſei Steppe. Da mußte ich wieder an unſeren alten Lehrer denken, der gerne Bücher las und uns einmal eine geſchlagene Stunde von der afrikaniſchen Steppe und der Parklandſchaft erzählte, die da ſein ſoll. Es wimmele da

von Tieren, meinte er, gehörnten, die wie Rehe aussähen und ungehörnten.

So suchte ich denn mit meinen Augen in der sibirischen Steppe nach Tieren. Habe aber keine gesehen.

Was so ein jämmerliches Land das Herz bedrückt! Geht schier alles zum Teufel, das einem doch schon über manche schwere Stunde geholfen hat.

Ich kann nicht an den Frieden glauben. Nun nicht mehr, und in Dauria ist auch mir bei der Abfahrt das Herz schneller gegangen, ob ich es auch fest zwischen die Finger nahm und ihm seine Torheiten verweisen wollte. — —

So im Laufe des Tages sahen wir ein oder zweimal etliche dürftige Häuser. Menschen nicht.

Die Kameraden haben viel geschwatzt. Um die zwei Russen, die als Posten wieder an der Tür saßen, kümmerten wir uns nicht. Das Singen wollte nicht recht gehen. Wenn einer anfing, so sagten die anderen, er solle das Maul halten. Darüber, daß es nach Westen ging, waren wir uns längst klar.

Kranke waren nicht im Zuge. Eine große Freude war es uns, daß der deutsche Arzt mit fuhr. Hatte jeder so ein starkes Vertrauen in sich, daß, wenn ihm unterwegs etwas zustieße, er einem Menschen in die Hände käme, der etwas verstünde und darüber hinaus auch Herz hatte. Der Arzt ging jeden Tag von einem

Wagen zum anderen und fragte, ob ſich einer krank fühle. Ich habe ihn von Penſa aus nicht wieder geſehen. Vielleicht iſt er nach Dauria zu den anderen zurückgekehrt. Zutrauen kann ich ihm das wohl.

Am dritten Juni kamen wir durch Tſchita.

Wir hatten bis dahin bereits mehrfach Fiſchſuppe erhalten. Damit ſind wir auf der ganzen weiteren Fahrt gefüttert worden. Nicht ein einziges Mal Fleiſch. Die Suppe würden wir daheim nicht angerührt haben, aber wer Kaſcha eſſen kann, der ißt auch ruſſiſche Fiſchſuppe. Hatte ſchon in Dauria jeder von uns etliche Pfund ſeines Gewichts gelaſſen und ein gut Teil Kraft. Auf der Fahrt aber magerten wir denn noch ſtärker ab als in Sibirien.

Ich denke mir das ſchon nicht angenehm, in Polſtern quer durch Rußland nach Sibirien zu fahren, aber Tage und Wochen auf den Dielen liegen, das ununterbrochene Rollen unter ſich und das Schüttern in den Gliedern, dazu eine Koſt, wie ſie daheim kaum einem Hunde vorgeſetzt wird, das iſt eine Strafe, die allenfalls für einen Mörder ausgeſucht werden kann, den man martern will, ehe ihm der Henker die Gnade eines raſchen Todes erweiſt.

Dabei fuhr der Zug diesmal ſchneller als hinwärts.

Wir waren nicht lange unterwegs, als wir von weitem hohe Berge aufragen ſahen. Mächtige Wände, weit höher als die um Dauria, und ich konnte mich

nicht entſinnen, ſie auf der Hinfahrt bemerkt zu haben. Hatte überhaupt nie Maſſive von dieſer Mächtigkeit geſehen. Das Land wurde ſchöner und mannigfaltiger. Kameraden ſagten, wir kämen an den Baikal-See.

Den hatten wir auch im Dezember vierzehn geſehen, aber da war er ein gut Ende weit zugefroren geweſen.

Die Bahn kam denn auch bald an den See heran. Wir ſind ſo zwölf bis fünfzehn Stunden an ihm lang gefahren. Iſt eine mächtige Waſſerfläche, und ich habe mir ſagen laſſen, er ſei an etlichen Stellen über zwölfhundert Meter tief. Das helle Waſſer ſchlug kurze Wellen. Über den mächtigen Bergwänden ſtand eine klare Luft. Auf achtzehnhundert Meter ſchätzten die Kameraden die Höhen. Lag eine große, weite Stille über dem Lande. Nur die Eiſenbahn ratterte unter uns, und der Rauch flog in langer Fahne nach dem Waſſer zu. Als wir durch die Wälder gefahren waren, hatte es uns Spaß gemacht, zu ſehen, wie die weißen und grauen Wölkchen in die Kronen der Bäume kletterten und huſchend von einer zur anderen flogen. Nun ſchien der Rauch ſchwerer geworden zu ſein und ſank.

Am See konnten wir nicht von einem Ufer zum anderen ſehen, und nach Norden zu, meinten die Kameraden, ſei er viele hundert Kilometer lang.

Ein einziges Schiff zog langsam durch das Wasser und das, wußte einer zu sagen, der es verstand, hatte das Segel schief gesetzt.

Gegen den Morgen des sechsten Juni kamen wir nach Irkutsk. Da durften wir aussteigen, und der ganze Transport ging zum Baden.

Dann ging die Fahrt über Omsk. Hier waren auf der Hinfahrt die Polen ausgeladen worden. Es hieß, man wolle sie milder behandeln, damit sie nicht Lust bekämen, sich den Deutschen anzuschließen. Damals hörten wir gern auf die, die sagten, in Sibirien sei es besser; in Omsk seien die Krankheiten ärger als da, wo die Kälte zu Hause sei. Ich weiß nicht, ob es da wirklich noch schlimmer ist, als es in Dauria war.

Vom Pfingstfeste, das auf den zwölften Juni fiel, sind wir nichts gewahr geworden. Eine Schauermär kam wieder einmal. Hundertundsechzigtausend Gefangene hätten die Russen gemacht. Dazu haben wir nur den Mund schief gezogen.

Schon in Sibirien, öfter aber noch im eigentlichen Rußland, hatten wir auf den Bahnhöfen Gelegenheit, Eßbares zu kaufen. Wenn der Zug hielt, sprangen die Posten aus den Wagen und stellten sich nicht weit vom Gleise auf. Nun waren da Verkaufsstände, in denen Frauen Eier, Butter und derlei feilhielten. Ein Ei kostete sechs bis acht Kopeken, ein Pfund Brot

in Sibirien neun, in Rußland neun bis ſechzehn Kopeken, ein Stück Butter einen Rubel. Die Butter aber war zumeiſt ſchlecht.

Die Sommerfahrt nach Weſten war doch erheblich beſſer als die Winterfahrt nach Oſten.

Jeder von uns hatte drei Rubel aus Dauria mit fortgenommen, die von der letzten deutſchen Schweſter dem Lagerkommandanten ausgehändigt worden waren. Auch Geld von daheim hatten wir erhalten, ſo daß wir, als es erſt einmal etwas zu kaufen gab, auch in der Lage waren, uns allerlei zugute zu tun.

Wieder fuhren wir an dem Grenzſteine vorüber, an dem Aſien und Europa ſich berühren, und kamen nach etlichen Tagen in die Gegend von Penſa.

Da ging mir das Herz auf, und wenn ich meine Gefangenſchaft hier hätte verleben dürfen, ſo, meinte ich, hätte ich kaum Grund gehabt, zu klagen. Hier waren weite, weite Felder, die gut und reich ausſahen. Landwirtſchaftliche Maſchinen gingen über die Acker und hinter ihnen drein häufig deutſche oder öſterreichiſche Kriegsgefangene.

Deutſchland in Rußland! Deutſche Hände ſchaffen auf ruſſiſchen Feldern, ſäen für unſere Feinde und ernten. Weh tut das und will uns mißmutig machen. Bis einer ſagt: „Och, das hat nix zu bedeuten. Die paar Mann! Ich denke mir, daß wir ſoviele von ihnen haben, daß, wenn wir ſie alle hinter

die Pflüge ſtellten, der deutſche Bauer die Hände in den Schoß legen könnte. — Müſſen bei uns übrigens auch den Acker bauen, darauf kannſt du dich verlaſſen. Iſt doch Krieg, und wir haben uns ja in Dauria ſelber gemeldet, als ſie darum fragten.“ — Das iſt wahr. Man wird leicht bitter.

Da hat ein Kamerad einen Stock in der Hand und knüpft einen Fetzen daran. Das iſt eine Flagge, und der ſie ſchwingt, der war einſt Winker. Hin und wieder reißt er den Fetzen, auf und ab. Und da flattert auch drüben ein Tuch. Raſch auf und nieder und nach den Seiten. Wir reden miteinander.

Es war, als ob uns die Heimat grüßte, und auch den anderen werden die Augen feucht geworden ſein.

Von Penſa aus wurde die Richtung eine andere. Wir fuhren nach Norden.

Da war es uns gewiß, daß wir zum Bahnbau nach Petersburg kamen, von dem Neuangekommene in Dauria geſprochen hatten. In der Nähe der ruſſiſchen Hauptſtadt ſollte man einen großen Bau unter den Fingern haben.

Wir ſteckten die Köpfe zuſammen. „Du, Petersburg, — da müßte man es doch wagen können, los zu gehn.“

„Iſt noch ein Ende bis an die Front.“

„Och, das Ende wollen wir ſchon zwingen. Denk doch an Sibirien! Haben wir nicht auch ſchon da an

Flucht gedacht und den Gedanken nur darum beiſeite geworfen, weil da doch gar keine Ausſicht war, durchzukommen? Aber Petersburg . . .“

Die Bahn rollte nun immer nach Norden. Es ſchien eine grade Linie zu ſein. Lange fuhren wir durch Sumpf. Da war der Bahnkörper hochgelegt, und der Zug fuhr ſtellenweiſe vorſichtig. Rechts und links ſahen wir den graugrünen Sumpf, in dem Birken und Weiden wuchſen und braunes, hohes Gras ſchwankte.

Am achtundzwanzigſten Juni waren wir in Archangelsk. Die Fahrt hatte knapp vier Wochen gedauert, war alſo ein gut Teil raſcher vonſtatten gegangen als im Winter vierzehn, und wir waren dabei ein ganzes Ende weiter gefahren.

Wir wurden ausgeladen und über die Düna geſetzt. Das dauerte eine reichliche Stunde.

In Archangelsk wurden wir von ruſſiſchen Ärzten unterſucht. Sie hätten das lieber nicht tun ſollen; denn es muß ja hernach um ſo ſtärker gewirkt haben, daß die geſunden Leute, die ſie aus den Händen gaben, größtenteils als Krüppel zurückkehrten.

Zwei Tage ſind wir in Archangelsk geblieben. Ich habe von der Stadt nichts geſehen, aber der Hafen zeigte viel Leben. Waren da auch eine Menge fremde Schiffe. Engländer, ſagte man, und Franzoſen.

Dann mußten wir zu Schiffe gehn. — Iſt doch

eine heillose Sache, wenn man sich so auf- und abladen lassen muß, zumal keiner weiß, wohin es geht, und wozu man bestimmt ist. Durch achtundvierzig Tunnels waren wir von Sibirien her gekommen. Nun standen wir auf dem Schiffe.

Das fuhr durch das Weiße Meer, an der Halbinsel Kola lang bis in die Bai von Kola, in der wir am zweiten Juli ankamen.

Die Küste, die wir in der Ferne ständig vor uns sahen, war kahl und öde. Dann und wann erblickten wir einen Leuchtturm, auch wohl einige Hütten. Auf hohen Bergen lag Schnee.

Auf dem Schiffe waren etwa zwölfhundert Mann, hauptsächlich Deutsche, und nur wenig Bewachungsmannschaften. Da haben wir die Köpfe wieder einmal zusammengesteckt. Ist keiner unter uns, der ein Schiff führen kann? Keiner? Ach Gott, keiner. Norwegen müßte doch von hier aus leicht zu erreichen sein. Das müßten wir ansteuern, und dann führen wir los, und das Vaterland hätte zweitausendvierhundert Fäuste mehr in seiner Not. Und wenn sie uns daheim nur erst wieder ein wenig herausgefüttert haben, dann werden die Fäuste schlagen wie die Schmiedehämmer. Ganz anders noch als damals, da wir die Grenze überschritten. Hat jeder von uns jetzt eine Extrarechnung mit den Russen abzumachen. Die wollen wir uns bezahlen lassen bei Heller und Pfennig.

Ich weiß nicht, ob unſer toller Plan geglückt wäre, wenn wir einen Steuermann unter uns gehabt hätten. Anzunehmen iſt es nicht. War uns voraus immer ein Rauchfähnlein. Das kam von einem engliſchen Torpedoboot. Wie ein Spürhund iſt der Engländer auf der Lauer geweſen. Oft ſahen wir nur den Rauch wie ein feines, wehendes Tuch, dann ab und zu den Schornſtein. Das ganze Schiff haben wir nie zu Geſicht bekommen.

Wie habe ich mich gefreut, als ich hernach daheim las, unſere Unterſeeboote hätten da oben allerlei aus dem Wege geräumt. Das weiß ich gewiß, daß deren Torpedoſchüſſe weithin gehallt ſind. Weithin, bis an die Murman-Bahn, und viele Hundert arme Menſchen haben die Ohren geſpitzt. „Sie ſind da! Die Brüder ſind da!“ — Da habe ich wahrhaftig gedacht: Das hätteſt du gerne noch miterlebt.

Auf dem Schiffe durften wir uns frei bewegen. Auch auf Deck durften wir gehen. Das Waſſer rollte in langen Wellen. Wir koſteten es. Es war ſtark ſalzig. Über das Waſſer her aber wehte ein ſcharfer, kalter Wind, und wir froren. So krochen wir denn bald wieder in das Innere.

Durch die kleinen, runden Fenſter ſahen wir die Wellen gegen das Schiff anlaufen. Ich war noch nie auf einem Schiffe gefahren. Wenn es nun unterginge, dachte ich. Und dann: Eigentlich wäre es

ſchade; denn das mag nun ſein wie es will, die Flucht verſuchſt du, gleich von wo aus.

Etliche hatten noch vom Feldzuge her ganz kleine Karten. Über die haben wir die Köpfe geneigt.

„Alſo da ſind wir. Das iſt die Halbinſel Kola. An der fahren wir lang. Und nun iſt es nach Norwegen nur noch ein Katzenſprung. In Norwegen aber nehmen ſie uns mit offenen Armen auf. Wo doch unſer Kaiſer ſo viel für ſie getan hat. Damals in Aaleſund und ſo.“

Die Sonne war hell, aber ſie hatte keine Kraft. Anfang Juli! Wie haben wir daheim um die Zeit geſchwitzt. Da fuhren wir die Heuernte ein, und das Getreide begann gelb in den Ähren zu werden.

Das Schiff ſtampfte ſtark. Von dem Schaukeln wurden eine ganze Anzahl Kameraden ſeekrank. Da das eine Krankheit iſt, die man nicht ernſt zu nehmen braucht, würden zu anderer Zeit gewiß die Spaßvögel zur Hand geweſen ſein und ſich auf Koſten der Stöhnenden luſtig gemacht haben. Es war uns aber allen weh um das Herz. So widerfuhr den Heimgeſuchten eher Bedauern.

Zur Lagerung war uns der weite, innere Schiffsraum überwieſen, in dem ſonſt die Waren aufgeſtapelt worden ſein mögen. Legte ſich jeder nieder, wie es ihm behagte. Als es Schlafenszeit ſein mochte, wurden die Luken an den Schiffswänden, durch die

wir die Wellen ſahen, geſchloſſen und qualmende Lampen angezündet.

Es war nicht Tag, nicht Nacht da unten. Die Reden ſchwirrten durcheinander, und herzhafte Flüche ſprangen neben Klagelauten auf.

Da litt es mich nicht unten. Ich ſtieg wieder auf Deck.

Die Sonne ritt auf den Wellen. Rot tauchte ſie allmählich unter. Ich ſtand lange und ſah ihr nach. Wie ein ſtarker Feuerſchein lag es in der Luft, und der verging nicht. Der ganze öſtliche Horizont flammte und brannte. Über das Waſſer ſchien die Glut auf das Schiff zuzulaufen. Lange Strahlen ſchoſſen von dem fernen Herde auf und ſtachen ſpitz gegen den Himmel. Über dieſen Lichtregen kann wohl einer in Entzücken geraten. Mich hat er traurig gemacht.

So ſtark aber ſtand ich unter der Macht der glutenden Schönheit, daß ich des Windes und des Meeres Stimme nicht vernahm, den kalten Atem der Luft nicht ſpürte.

Mir ſchien, die Sonne ſei kaum in die Wellen geſunken, da brach ſie aufs neue rotleuchtend hervor. Es war die Zeit der langen, langen Tage. Iſt uns das Licht oft zur Qual geworden.

Ich kehrte zurück in den Schiffsraum. Warmer, übelriechender Dunſt ſchlug mir entgegen. Zwiſchen den Lagernden ſah ich eine Lücke und warf mich nieder.

Schienen wenige von uns zu ſchlafen.

Rechts von mir war einer auf einen Augenblick eingeſchlafen. Er fuhr hoch. „Menſch, du, wir ſind heute am Graben, und der Wind geht, daß die Knochen gefrieren.“ Er wollte in Dauria Gräber graben.

Auch weinen habe ich etliche gehört. Zwei, die im Vaterlande Scholle an Scholle ſaßen, hatten ſich bei den Händen.

„Du, nun haben ſie die große Bodenwieſe geſchnitten. Da iſt mir ſonſt das Futter bis an den Leib gegangen. So wird es heuer auch ſein. Und meine Frau hat das Kleinſte mit auf die Wieſe genommen. Das habe ich noch nicht geſehen. Sollte in die Welt kommen, als ich fort mußte.“

„Mein Vater iſt geſtorben“, der andere. „Sie haben es mir nach Sibirien geſchrieben. Wie ſie das nun ſchaffen mögen? Ja, und wir wiſſen nicht, wohin wir kommen. Sie reden von einer Bahn, aber nun ſind wir auf dem Schiffe, und vielleicht bringen ſie uns nach England.“

„Was meinſt du, wenn uns eines von unſeren Unterſeebooten ein Torpedo in die Seite jagte?“

„Och, Menſch, das tun ſie nicht, wenn ſie doch wiſſen, daß da lauter Brüder darauf ſind.“ — —

Ich habe da auch allerlei gedacht. Die Neuen hatten in Sibirien einiges von der jungen Waffe erzählt. Mußte ſich brav halten, konnte aber doch wohl nicht weit reichen.

Dann habe ich so ein halbes Stündchen geschlafen, war aber ein fortwährendes Gehen und Kommen und Lispeln und Raunen. Auch der tolle Plan, die Bewachungsmannschaften zu knebeln und Norwegen anzusteuern, wollte nicht sterben.

Die Sonne kam nun höher. Der Tag war da, dem keine Nacht vorausgegangen war. Wir stiegen wieder auf Deck. Der Engländer fuhr noch immer voraus. Wie wenn der Teufel eine arme Seele in den Krallen hat.

Am zweiten Juli landeten wir in der Kola-Bai. Da blieben wir acht Tage im Hafen liegen. Wir wurden in der Zeit an der Eisenbahn beschäftigt, mußten Schienen legen und Wassergräben ziehen. Noch immer wußten wir nicht, blieben wir da, oder ging es noch weiter.

Das Land war jämmerlich kahl. Vom Meere her wehte zumeist ein kalter Wind.

Am achten Juli mußten wir dann in die Bahnwagen klettern und fuhren nach Süden.

Wir kamen nach Poulusero an die Murman-Bahn.

An der Murman-Bahn

Und nun wieder ein ander Land. Die Bahn hatte uns an kahlen Bergen vorüber geführt in ein Wald- und Sumpfgebiet hinein. Ich habe tief geatmet, immer wieder. Das roch nach Holz und Waldmoder. Derselbe Geruch, dem ich schon daheim gerne nachgegangen war. Habe immer gerne im Holze gearbeitet und dachte, wenn du es machen kannst, so meldest du dich auch hier zur Waldarbeit.

An langgestreckten Seen kamen wir vorüber und rasch gehenden Flüssen. Arbeiteten überall Gefangene, namentlich, als wir weiter nach Süden kamen. Wir haben viel geschimpft darüber, daß wir ein Leben führen mußten wie einherziehende Kesselflicker. — Das letzte Stück des Weges sind wir gelaufen.

Da waren wir am Imandra-See. Ich meinte, es müsse sich hier leben lassen. Wen das harte, kahle Dauria nicht zerbrochen hat, den solle der Wald hier erst recht nicht klein kriegen.

An der Ostseite des Sees war ein breiter Streifen ebenes Land mit kurzem Grase. Dahinter stieg ein Waldhang an. Ich schätze, daß die Steigung insgesamt so an die hundert Meter betragen haben mag.

Es ging allmählich lehnan, und der Hang war ſtellenweiſe angeſchnitten von der Bahn.

Auf der Ebene ſtanden vier Baracken. Sie waren aus Holz gebaut und trugen als Dächer Segeltuchplanen. In jede der Baracken haben ſie fünfzig Mann gelegt. Es war aber herzhaft kalt, und die Öfen, von denen in jeder Baracke einer ſtand, wurden ſtark mit Holz geheizt. Daran fehlte es hier nicht, aber es war zumeiſt nicht recht dürr und qualmte.

In unſer Wachen und unſere Träume hinein ſchaute von Oſten her ein hoher Berg. Der trug eine Schneehaube. Wir haben gerne nach dem Berge geſehen. Umptek nannten ihn die Poſten, die uns beigegeben waren. Für den Berg habe ich viel übrig gehabt. Er hatte etwas Machtvolles an ſich und ragte hoch über ſeine Nachbarn heraus.

Unſer Transport löſte Öſterreicher ab. Als ich die Leute ſah, da iſt mir ein Frieren über den Rücken gelaufen. So richtet das Land die Menſchen zu? Ja, das Land und die Ruſſen.

Gar nicht menſchenähnlich ſahen die aus, die ſich kriechend und hinkend auf die Eiſenbahnwagen, die auf proviſoriſchem Gleiſe liefen, zubewegten, um das Land zu verlaſſen. Die Geſichter waren aufgedunſen, die Augen blau unterlaufen. Einer ſtand vor mir, lallte wie ein Kind, indes ihm die Tränen aus den eiternden Augen liefen. Dann langte er in den Mund

und holte einen Zahn heraus. Da ſah ich, daß das Zahnfleiſch dick und blau angelaufen war. Er ſagte, er könne die Zähne alle einzeln heraus holen. Zu eſſen vermochten die meiſten nicht mehr. Höchſtens ein wenig kalte Flüſſigkeit konnten ſie zu ſich nehmen. Faſt allen waren die Beine geſchwollen und ſahen aus wie braunrindige Baumſtämme. Die Hände waren dick und ungefüge. Einen Hals ſchien keiner mehr zu haben. Der Kopf ſaß ſchier unmittelbar auf den Schultern, war formlos und gräßlich anzuſehen. Ordentlich laufen konnte kaum einer. Sie hinkten und krochen. Einem war der rechte Unterſchenkel nach hinten an den Oberſchenkel hinauf gezogen, ſo daß er kriechen mußte wie ein Tier.

Sie weinten wie die Kinder. So ganz und gar mutlos waren ſie. Das Herz ſchien ihnen Not zu machen. Sie preßten die Hände darauf, ſtanden oder hockten mit ſtieren Augen und ſappten nach Luft. Daß ſie ſo wehleidig waren und ganz am Leben verzagten, das, wurde mir ſpäter geſagt, hinge mit der Krankheit zuſammen.

In Dauria hatte der Typhus gewürgt. Hier war es der Skorbut. Von dem hatte ich als Junge in den Büchern geleſen und gemeint, der ſuche nur die Seeleute heim. Nun weiß ich, daß es auch einen Landſkorbut gibt. Daß er an der Murman-Bahn ſo furchtbar werden konnte, daran iſt die Nation ſchuld,

die ihre Gefangenen behandelt wie die Hunde. Sie haben die armen Menſchen mit überſalzenem Fleiſch genährt, und auch das Waſſer, das den Durſt ſtillen ſollte, war ſalzig.

Winſelnd ſagten die Öſterreicher, ſie ſeien abgetan, und nun kämen wir an die Reihe.

Ich muß faſt glauben, daß die Ruſſen kein Herz im Leibe haben. Wie wäre es ſonſt denkbar, uns dies Elend ſchauen zu laſſen und uns dann an die Stelle der Lebendig-Toten zu ſetzen? War doch gar kein Grund dazu da, uns die Kranken zu zeigen. Sie hätten ſie wegbringen ſollen, ehe wir ankamen. So wären wir doch nicht von vornherein erbittert geweſen. Etliche der Öſterreicher, die ihre Knochen noch rühren konnten, blieben noch einige Tage. Dann waren auch ſie ſo weit, daß ſie auf die Wagen geladen und fortgebracht werden mußten. Sie wußten zu erzählen, daß ſie anfangs grade ſo geſund geweſen wären wie wir, aber ſchon nach kurzer Zeit ſeien den erſten die Beine geſchwollen. Und von da ab hätte die Bahn jeden Tag etliche fortgeführt. Sie wüßten nicht wohin.

Die Krankheit hing nicht mit dem Lande zuſammen; denn Poſten und mitarbeitende Finnländer blieben verſchont. Sie konnten ſich anders nähren als wir.

Wir ſelbſt waren übrigens erſt ganz kurze Zeit da,

ſo hatten wir auch ſchon die erſten Kranken. Sie wurden waſſerſüchtig. Unterſchenkel und Hände ſchwollen an. Die Fußknöchel verſchwanden.

Aus dem Sumpfe ſtiegen zahlloſe, langbeinige Inſekten. Sie ſchwirrten zu Haufen um uns, am Tage und in der Nacht. Durch die Ritzen in den Bretterwänden der Baracken drangen ſie und durch die Segeltuchplanen, da, wo ſie an den Wänden dürftig feſtgemacht waren. Draußen mögen ſie gegen den Morgen hin vor Kälte erſtarrt ſein. In den Baracken hielten ſie die Ofenwärme und der warme Hauch unſerer Leiber lebendig.

Ihre Stiche ſchmerzten, und es dauerte nicht lange, ſo ſchwoll die Umgebung der Stichwunde an. Davon wurden die Geſichter ſo unförmig, und der Hals wurde wie eine Walze.

Wir griffen wieder zur Selbſthilfe. Die kurzen, ruſſiſchen Hemden riſſen wir uns vom Leibe. Aus denen machten wir Hauben, die wir feſt vernähten und am Halſe ſchnürten. Nur an den Augen ließen wir kleine Schlitze, um ſehen zu können. So haben wir auch in der Nacht auf dem Lager gelegen. Der Mückenſchutz, den wir uns geſchaffen, war wohl eine ſtarke Hilfe, aber ganz ſind wir den Peinigern doch nicht entgangen.

Der Imandra-See hat von Norden nach Süden eine gewaltige Ausdehnung. Nach Oſten gehen et-

liche lange, ſchmale Ausbuchtungen. An einem ſolchen Seearm lag Pouluſero.

Das Waſſer iſt von Wäldern umſäumt. Auch nach Weſten ſahen wir einzelne ſchneebedeckte Berghäupter aufragen, aber ſie waren an Schönheit dem Umptek nicht zu vergleichen.

Als wir in Pouluſero ankamen, fuhr ein Schiff von Süden herauf. Es kam aus der Kandalakſcha-Bucht und fuhr bis an die Nordſpitze des Sees, an unſerem Arbeitsplatze vorüber. Mit dem Schiffe wurden Lebensmittel für die Gefangenen und die an der Bahn arbeitenden Finnländer gebracht.

Seinen Namen hat Pouluſero wohl nach einem Unternehmer geführt. Eine Siedelung habe ich dort nicht geſehen. Nördlich davon, in der nächſten Station, war das große Proviantlager, das die Ruſſen unterhielten. Von hier mußten unſere Lebensmittel geholt werden. Dazu wurden Kranke beordert. Der Weg, den ſie zurückzulegen hatten, betrug etwa ſechs Kilometer.

Die Ziviliſten durften hier kaufen, wonach ſie Begehr hatten, ebenſo die ruſſiſchen Bewachungsmannſchaften. Wir erhielten nichts unmittelbar, wohl aber gaben uns die Finnländer ab, was ſie erübrigen konnten. Nur Geld mußte man haben.

Das Schiff konnte nicht bis an das Ufer herankommen. Kähne fuhren an ſeine Seite, nahmen

auf, was geladen war und brachten es an das Land.

Der See hat klares, laugenähnlich ſchmeckendes Waſſer und iſt ſehr fiſchreich. Über den ſchmalen Arm, an dem wir arbeiteten, ſollte eine Brücke gebaut werden. Eine kleine Inſel, die mitten in der Bucht lag, diente als Stützpunkt. Von Süden her bis an die Inſel war die Brücke fertig. Von Norden her war ſie im Bau. Lag da eine dürftige Holzbrücke bis auf die Inſel. Auf ihr fuhr die Bahn. Eine Lokomotive und zwei bis drei Wagen, das war der ganze Zug. Soviel ich geſehen habe, wird der Bau der Murman-Bahn noch länger als ein Jahr dauern, mögen auch die Ruſſen von einer baldigen Fertigſtellung reden.

Wenn die Arbeitszeit vorüber war, und auch in den Mittagspauſen haben wir oft im See geangelt. Die Haken haben wir aus Draht gefertigt und auch die Schnuren ſelber gedreht. Von der Brücke aus haben wir verſucht, Fiſche mit der Stoßgabel anzuſtechen. Ich habe einmal einen kleinen Hecht auf die Weiſe gefangen.

Am See lang zog ſich ein breitgetretener Weg. Auf dem gingen ſchwere Stiefeln täglich zu hunderten von Malen hin und wieder, ſo daß er feſt wurde wie eine Lehmtenne. Je zweihundert Mann arbeiteten an einer Strecke von etwa ſechs Kilometern. Dann

kam eine gleich ſtarke Abteilung im nächſten Abſchnitte, ſo daß alſo unſere zwölfhundert Mann ſechs Abſchnitte, von zuſammen ſechsunddreißig Kilometern, beſetzen konnten.

Ich habe die Kameraden in anderen Lagern nie beſuchen können, weiß darum auch nicht aus eigener Anſchauung, ob es überall dasſelbe Bild des Jammers war. Von einem aber, der entflohen, in einem anderen Lager wieder aufgegriffen und zu uns zurückgebracht worden war, hörte ich, daß Skorbut und Inſekten auf der ganzen Strecke lang gleich gierig ſeien.

Wieviele Menſchen haben die Ruſſen da zugrunde gerichtet. Wir hatten die Öſterreicher abgelöſt. Wer wird die Kameraden ablöſen, wenn ſie abgewirtſchaftet haben? Bei unſerer Ankunft hieß es: „Wenn ihr euch ein Jahr lang gut führt und fleißig ſeid, dann werdet ihr ausgetauſcht.“ Es liegt ein grauſamer Hohn in der Verheißung. Sie wollen, die ſie zu Krüppeln machten, austauſchen. —

Das Eſſen war anfangs jämmerlich. Wenig und ſchlecht. Kaſcha und Fiſchſuppe. Das Brot kaum genießbar, weil es nicht durchgebacken war. Dabei ſollten wir eine Arbeit leiſten, die man bei uns nur geſunden, ſtarken Männern zumutet.

Am fünfundzwanzigſten Juli kam eine ruſſiſche Schweſter in das Lager. Vielleicht, daß aus dem

Weſten her ein Entrüſtungsſchrei gehallt war. Sie hat das Schlimmſte nicht geſehen. Ein Kamerad aber, ein junger, kriegsfreiwilliger Schleſier, der ruſſiſch ſprach und als Dolmetſcher zwiſchen uns und den Ruſſen vermittelte, hat ihr unſere Not geklagt. Er hat nicht hinter dem Berge gehalten, ihr auch erzählt, daß man uns auf der Fahrt von Dauria bis Penſa um Tee und Zucker betrogen.

Die Schweſter hatte mitleidige Augen und ſah nachdenklich auf uns, die wir in unſerem Mückenſchuß einhergingen wie Masken und hager waren.

Das Eſſen wurde von der Zeit an erheblich beſſer. Graubrot gab es nun reichlich, und ſogar Weißbrot erhielten wir. Auch das Mittageſſen wurde beſſer. Wir bekamen ab und zu Erbſen.

Früh um ſieben traten wir zur Arbeit an, ſchafften bis an den Mittag, hatten dann zwei Stunden Ruhe und werkten hernach wieder bis um ſieben.

Zuerſt haben wir im Walde Holz geſchlagen. Das hat mir Freude gemacht, und ich war wacker bei der Arbeit. Aus den Stämmen bauten wir Knüppeldämme da, wo der Boden ſumpfig und ſchwammig war. Der Sumpf war nicht eben tief. So bis an die Knie mußten wir im Waſſer ſtehen, wenn wir darin arbeiteten. Es war aber kalt.

Nachdem die Arbeit im Holze hinter uns lag, erhielt ich ein Paar Pferde. Das hat mir wohl-

getan, als ich zum erſten Male wieder Zügel und Peitſche in der Hand hatte.

Wie es bei einem Bahnbau zugeht. Erhebungen wurden abgetragen, Senken ausgefüllt, ſo daß ein ebenes Gelände für die Schienen geſchaffen wurde. Die Erde fuhren wir zum großen Teil an den ſchmalen Seearm nach Süden zu. Auf die aufgeſchüttete Erde ſollten ſpäter die Uferpfeiler der feſten Brücke geſetzt werden.

Wenn wir im Walde arbeiteten oder ein Ende hinein gingen, um unſere Bedürfniſſe zu verrichten, ſo ſtanden oft Tiere vor uns, die halb wie Hirſche waren. Ich kannte ſie nach Bildern, die ich früher geſehen. Es waren Renntiere. Einzeln und zu mehreren kamen ſie oft dicht an uns heran.

Ein einziges Mal habe ich an der Murman-Bahn einen Fremden geſehen und der — erhielt Prügel.

Schier alle Tage brannte der Wald an irgendeiner Stelle. Das Feuer hat wohl nie eine größere Ausdehnung genommen; denn die Bäume ſtanden in vollem Safte. Die Ruſſen waren dahinter her, die Brandſtifter ausfindig zu machen. Sie meinten, Gefangene legten die Brände, aber ich habe nie geſehen oder gehört, daß ſie einen darüber angetroffen hätten. Mag auch wohl nicht wahr geweſen ſein. Es ſoll da oben in jedem Jahre reichlich brennen. Um der Sache auf den Grund zu kommen, traf ein

ruſſiſcher Poliziſt bei uns ein. Dem lief der arme Fremde grade in die Hände. Weiß nicht, ob er irgendetwas eingeſtanden hat, der Poliziſt jedenfalls hat ihn jämmerlich geſchlagen. Es ſchien dem Poliziſten gut zu tun, daß er nicht vergeblich gekommen war.

Zur Arbeit wurden wir nicht eben getrieben. Wenn aber einer, ſei es, daß er nicht konnte oder nicht wollte, feierte, ſo mußte er auf eine Tracht Prügel gefaßt ſein.

An der Murman-Bahn habe ich nicht ein einziges Lied vernommen. War der Tag vorüber, ſo ſanken wir meiſt auf unſere dürftigen Lagerſtätten und ließen die Köpfe hängen oder berieten, wie man es anfangen müſſe, um „los gehen" zu können.

Vom erſten Tage an habe ich hier den Gedanken der Flucht ernſthaft erwogen. Ich wußte auch, daß, wenn ich fliehen wollte, das raſch geſchehen mußte, da der Sommer kurz und das Land ſpäter ungangbar war, aber ich wollte zuvor alles recht bedenken und tun, was möglich war, um nicht von vornherein mit einem kläglichen Ausgange rechnen zu müſſen.

Obſchon wir alle untereinander in der Not wie Brüder waren und aneinander wie Brüder handelten, hatte ich mich doch mit etlichen beſonders angefreundet.

Wir durften an den Sonntagen feiern und uns ein wenig die Füße vertreten. Da bin ich mit vier

Kameraden durch den Wald gegangen, und wir haben die Gelegenheit ausgekundschaftet. Die Spitze des schmalen Seearmes lag tief drin im Walde. So recht heimlich und versteckt lag sie. Das Unterholz war dicht und das Umland sumpfig. Der Ort schien uns geeignet, uns da zu treffen, wenn wir einzeln ausbrachen.

Waren vor uns schon etliche abseits gegangen. Neun hatten, als sie das Elend der Österreicher sahen, gleich am ersten Tage den Kopf verloren. Davon zu kommen, das war auch an der Murman-Bahn nicht schwer. So machten sich denn die neun auf und wanderten. Sie haben die Freiheit nicht lange geatmet. Am zweiten Tage ihrer Flucht fielen sie umherschweifenden Posten einer Nachbarabteilung in die Hände. Die brachten sie nach ihrem Lager, und von da kamen sie nach vierzehn Tagen wieder zu uns zurück.

Einer von ihnen aber brachte mit, was uns für die eigene Flucht unentbehrlich war, eine Karte und einen Kompaß. Nicht eine einzelne Karte, nein, einen ganzen Schulatlas, Rußland und Norwegen. Darin war ein Blatt: Finnland. Der Kamerad hatte Karte und Kompaß für zehn Rubel erstanden.

Ich machte mich also an ihn und versuchte, ihn abermals zur Flucht zu überreden. Aber er war müde geworden. Vielleicht, daß ihm der Skorbut

ſchon in den Knochen ſaß. Der hielt alle Unternehmungsluſt nieder. Fliehen wollte der Kamerad nicht wieder, aber er trat mir Karte und Kompaß für denſelben Preis ab, den er gezahlt.

Unter den Kameraden unſerer Baracke war es kein Geheimnis, daß wir los gehen wollten. Wir beſprachen alles untereinander. Die einen meinten, ſie wollten dann ſpäter auch nachkommen, andere aber ſagten, es habe keinen Sinn. In Sibirien wären ſie im Winter erfroren oder den Wölfen in die Zähne gelaufen, im Sommer aber den Mongolen, und quer durch Finnland gehe der Weg nur durch Sümpfe und Wälder, in denen es ſchließlich das gleiche ſei wie in Sibirien.

Ich ließ mich aber nicht abſchrecken.

Mit einem Faden maß ich aus, daß die norwegiſche Grenze in grader Linie etwa zweihundert Kilometer vom Imandra-See entfernt war. Wir rechneten und rieten. Zweihundert Kilometer. Wenn man am Tage zwanzig hinter ſich brachte, dann mußten wir in zehn Tagen etwa den Grenzfluß überſchreiten. Die Karte war in kleinem Maßſtabe gezeichnet, die Tuloma zum Beiſpiel ſo lang wie ein Streichholz, der norwegiſche Grenzfluß das kleine Bruchteil eines Zwirnfadens, der Imandra-See etwa ein Fingerglied lang, und er war doch eine mächtige Waſſerfläche.

Bange machen wollte uns keiner, aber etliche

ſagten: „Ich laſſe die Finger davon. Iſt es beſtimmt, daß mich der Skorbut zum Krüppel macht, ſo muß ich das tragen, und das Vaterland wird dann auch für uns ſorgen, wenn wir ja noch einmal heimkommen. Aber von der Flucht abreden mag ich euch auch nicht. Man kann nichts dazu ſagen. Verſucht es.“

Fünf waren wir entſchloſſen, die Flucht zu wagen. Einer ſprang zuletzt noch ab. So blieben wir: Zwei Weſtfalen, Emil Beck und Guſtav Breiſche, ein Oberſchleſier, der Kriegsfreiwillige Willy Kark, der in Pouluſero Dolmetſcher war, und ich, der Thüringer.

Da kam etwas dazwiſchen, das uns das Entweichen ſtark erſchwerte. Am achten Auguſt waren zwei Mann weggelaufen. Die haben ſie in den zwei Tagen, die wir noch mitſchafften, nicht wieder eingebracht. Ich hoffe, ſie ſind durchgekommen. Gehört habe ich nichts wieder von ihnen. Im Lager aber entſtand ein mächtiger Lärm um der zwei willen. Die Poſten fluchten und drohten mit allerlei. Wir gingen ſtumpf unſerer Arbeit nach und kümmerten uns nicht um ſie. Da heckten ſie einen Plan aus.

Von der folgenden Nacht an mußte vor jeder Baracke einer der unſeren Poſten ſtehen. Er wurde für den anderen Tag von der Arbeit befreit und durfte ſchlafen. Ich habe mich über die Schlauheit der Ruſſen gewundert. Das war allerdings ein Mittel, der nächtlichen Flucht vorzubeugen. Der

Poſten ſollte, wenn einer entfloh, jämmerlich geſchlagen werden. Daß er für uns litte, das konnten wir keinem antun, und ſo waren wir einen Tag lang rechtſchaffen niedergeſchlagen. Wir dachten daran, die Flucht aufzugeben, aber dann richteten wir uns wieder hoch. Und iſt es nun auch ſchwerer, ſo wagen wir es doch. Heim wollten wir und, wenn ſie da mit dem Kriege noch nicht fertig waren, wieder mit dreinſchlagen. Und der Krankheit wollten wir entgehen. Auch uns fing das Zahnfleiſch an, zu ſchwellen und ſchon bei leichter Berührung zu bluten. Wir haben oft unſere Fußgelenke unterſucht. An den meinen konnte ich keine Verdickung feſtſtellen.

Drei Wochen lang haben wir die Flucht vorbereitet. Der Kriegsfreiwillige hatte die Aufſicht im Pferdeſtalle. Der lag etwa zweihundert Meter öſtlich von unſeren Baracken, nicht weit vom Walde am Rande des Sumpfes. Schon von Dauria aus hatte der Kamerad zu fliehen verſucht, aber die Mongolen hatten ihn zurückgebracht. Nun wollte er es das zweite Mal probieren, und ich dachte: Das iſt ein rechtes Glück, daß er mithalten will. Er kann für uns mit den Leuten reden, wenn wir etwa dem oder jenem begegnen.

Die Kameraden ſparten nun mit uns und für uns an Brot, ſoviel ſie vermochten. Brotſtücken getrauten wir uns nicht aufzuheben. Wir dachten, daß ſie ſchimmeln würden. Es ließ ſich machen, daß wir

ab und zu in der Baracke ein Brot erübrigten. Das brachte der Freiwillige zunächſt nach dem Pferdeſtalle, dann von da bei Gelegenheit in den Wald an den Ort, den wir uns ausgeſucht hatten. Einmal fragte ihn ein Poſten, was er mit dem Brote wolle. Da ſagte er, das ſollten die Pferde haben. Wir meinten, es ſei beſſer, in der Sache dreiſt offen vorzugehen; denn es war leicht möglich, daß Karl bei heimlichem Transporte einmal ertappt wurde, und dann wären ſie mißtrauiſch geworden.

Ich ſelber trieb am Bahnbau ein Paar Pferde. Da habe ich an Leinen geſtohlen, ſoviel ich vermochte und mir nötig ſchien. Ein anderer, der mit Axt und Säge hantierte, brachte ein Beil beiſeite. Von den Finnländern kauften wir Zucker, Tee, Speck, Tabak, Streichhölzer und Kaſcha. Ein wenig von jedem. Meine Huſarenuniform, auch ein Kochgeſchirr, hatte ich in den Wald gebracht. So war es ein ganzes Lager geworden, und jeder von uns würde eine ordentliche Laſt zu tragen haben.

Die Nächte waren noch immer hell. Ich rechnete damit, daß man auch in der Nacht die Kompaßnadel würde ſehen können.

Obſchon es ſeit drei Wochen in der Baracke und darüber hinaus ein offenes Geheimnis war, daß wir den Weg in die Freiheit wagen wollten, iſt doch keiner zum Verräter geworden.

Die letzten zwei Nächte habe ich wenig geſchlafen. Nicht, daß ich Angſt gehabt hätte, aber es war doch eine ſtarke Aufregung in mir. Ich ſpürte die Kälte zuzeiten gar nicht, zu anderen wieder ſo ſtark, daß mir die Zähne ſchlugen.

In der letzten Nacht aber war ich gegen den Morgen hin ſo feſt eingeſchlafen, daß mich mein Nachbar wecken mußte. Er ſah mir bedeutſam in die Augen. „Du, dein Tag iſt da.“

Ich ſprang auf und ging, wie die letzten Tage her immer, in der ruſſiſchen Arbeitskleidung, die wir bei unſerer Ankunft in Pouluſero erhalten hatten, an den Bau. Wir hatten ſchon früh unſeren Mückenſchutz angelegt. So ſah ich keines der Geſichter, aber die Augen blitzten mir ſchärfer denn ſonſt entgegen.

„Hüh,“ die Gäule zogen an. Eine Weile ſchafften wir. Da ſah ich, wie drüben einer dem Walde zuging, ſeine Notdurft zu verrichten. Nach kurzer Friſt noch einer. Nun war an mir die Reihe. Der Kriegsfreiwillige ging vom Pferdeſtalle aus. Den konnte ich nicht beobachten, wußte aber, daß auch er ſich aufgemacht hatte. Da gab ich einem Kameraden die Zügel, ſtolperte an den ruſſiſchen Poſten vorüber und ging langſam und tolpatſchig in den Wald.

Hinter mir klangen die Hacken, klirrten die Schaufeln, klapperten die Wagen.

6

Die Flucht

An der vereinbarten Stelle traf ich meine drei Kameraden. Wir atmeten lebhafter als ſonſt.

„Menſch, nun müſſen wir erſt ein Ende zwiſchen uns und die dahinten bringen“, ſagte der Schleſier. Wir bückten uns, holten, was er aufgeſpeichert hatte, unter Reiſig und Moos hervor, beluden uns damit und ſchlugen uns tiefer hinein in das Holz.

Haſtig ſchritten wir zu und redeten kaum. Höchſtens, daß wir die Bündel einmal von einer Schulter zur anderen ſchoben. Immer grad eaus gingen wir in dem Bemühen, vorwärts zu kommen. Nach Sumpf oder feſter Erde fragten wir nicht. Das Unterholz hielt uns auf, aber wir teilten es ungeſtüm mit den Armen oder traten es unter die Füße.

So ging das wohl an die zwei Stunden. Da meinte Willy Kark, es ſei genug. Sie würden uns kaum verfolgen, und wir dürften nicht zu weit nach Oſten laufen. Das ſahen wir ein. Wohin ſollten ſie gehen, da der Sumpf die Fährte verſchlang, und der Wald ohne Weg und Steg war? Da taten wir uns für eine kurze Zeit nieder und verteilten die Laſten ſo, wie wir es für recht hielten. Sollte einem

ſoviel an Gewicht werden wie dem anderen. Kamen drei Brote auf jeden, dazu etwas Tee, Zucker, Salz, Tabak, Streichhölzer, Kaſcha und das, was wir als für jeden perſönlich wichtig mitnahmen. Für mich waren das beſonders meine Tagebücher. Die band ich um die Waden mit Bindfaden feſt. Ich habe ſie gewiſſenhaft geführt und auch auf der Flucht des öfteren Niederſchriften gemacht. Drei Hefte voll ſind es, die ich heimgebracht habe. In Dauria hatte ich ſtenographieren gelernt. So ſchrieb ich in kurzer Zeit viel nieder, und die Blätter waren mir wert.

Beil und Seile trugen wir abwechſelnd.

Der Tag war grau, und der Himmel von Wolken verhängt. Dann fing es an zu regnen. Erſt langſam und hernach herzhafter, zuletzt wurde es ein ſtarkes Brauſen. Darüber freuten wir uns.

Das war alſo der erſte und — leichteſte Schritt in die Freiheit. Weil wir noch mitten unter den Ruſſen waren und erſt den Fluß zwiſchen dem Imandra- und ſeinem nördlichen Nachbarſee zu überqueren hatten, ehe das weite Finnland eigentlich vor uns lag, ſprang die Freude an der Freiheit nicht allzu lebendig hoch.

„Wir wollen nun nach dem Kompaß gehen“, riet Beck.

Ich holte den Kompaß heraus und legte ihn auf die Hand. Die Nadel zitterte und ſchwankte einen

Augenblick, als wisse sie ihr Ziel nicht gewiß, dann aber stand sie fest und wies nach Norden. Nur auf und ab ging sie noch leise, weil meine Hand zitterte. Die Kameraden standen um mich herum. „Dahin müssen wir", und sie wiesen mit den Fingern.

So schwenkten wir denn ein und gingen stracks nach Norden. Immer im Walde gingen wir, waren still und hoben die Füße, keinen Lärm zu machen.

Im Gehen dachte ich daran, wie sie es nun wohl daheim haben mochten. Sie würden so am Roggen sein, rechnete ich und hoffte, daß, wenn alles gut ging, ich beim letzten Hafer, gewiß aber in der Grummeternte helfen konnte. Ich dachte, dann an die Hofgelänge zu gehen, wenn sie die nicht etwa abgefüttert hatten. Dabei fiel mir ein, daß ich ganz gewiß noch zurecht kam: denn es war nur noch meine Mutter mit dem jungen Bruder daheim. Den Vater hatten sie auch unter die Feldgrauen geholt, und der Bruder konnte so langsam auch mit daran kommen, wenn es wahr war, daß sie in Deutschland keine Leute mehr hatten, wie etliche am Bahnbau vermuteten.

Nach der Karte mußten wir so an die neun bis zehn Kilometer nordwärts wandern und dann wieder nach links umbiegen. So mußten wir an den Fluß zwischen den beiden Seen kommen. Den hatten wir seinerzeit als wir vom Norden her kamen, gesehen

und wußten, daß er nur eben ſo breit war, daß ein guter Baumſtamm hinüber langen konnte. Es war uns aber auch bekannt, daß an ihm lang Poſten aufgeſtellt waren.

Wir ſchätzten nach der Uhr, wieviel Kilometer wir unterwegs ſeien. Darüber entſtand eine Meinungsverſchiedenheit. Einer wollte für den Kilometer höchſtens fünfzehn Minuten in Anrechnung bringen, ein anderer meinte, es ſeien zwanzig noch zu wenig gerechnet; denn der Weg durch Sumpf und Niederholz freſſe die Minuten, ſo daß man das Maß verliere.

Ich hatte bei dem Streite das Empfinden, daß, wenn unſere Flucht gelingen ſollte, mehr zuſammenkommen müſſe, als wir bedachten und erwogen. Ob man das nun Glück nennen ſollte oder Hilfe von einem, zu dem wir in Kindertagen oft und viel geredet, das wagte ich nicht zu entſcheiden.

„Glück müſſen wir haben", ſagten die Kameraden, und ich dachte, ſie haben wohl recht, aber das andere wollte mir doch auch nicht aus dem Sinne. Ich überlegte, ob uns der dort oben wohl noch kennen werde, uns, die wir in Dauria faſt zwei Jahre keinen Führer zu ihm gehabt und an der Murman-Bahn auch mehr geflucht als gebetet hatten. Überhaupt das mit dem Beten! Ich weiß nicht recht, was ich ſagen ſoll. Als ich gefangen genommen wurde, weil mir das Pferd feſt auf dem Schenkel lag, da

dachte ich einen Augenblick: „Hilf Gott und laß ein Wunder geſchehen.“ Aber das Wunder blieb aus. Hernach kam die jammervolle Fahrt, auf der wir ſangen und fluchten. Die brachte uns den Weihnachtsbaum und die Kinderlieder, in denen es hieß, es ſei einer geboren, der aus Liebe zu uns auf die Welt gekommen und ſelber die Liebe ſei, und wir falteten die Hände, dachten daran, daß ſeine Macht auch nach Sibirien reiche, ſo daß wir auch hier darunter gingen; die Augen wurden ernſt, und die Gedanken flogen hinauf, wo die Sterne ſtanden. So kamen wir nach Dauria, waren ein und ein halbes Jahr dort und hofften wieder eine Zeitlang auf Wunder, nein, nicht auf Wunder, nur auf Gerechtigkeit, die uns damit werden mußte, daß wir aus der Felſenwüſte des dauriſchen Gebirges erlöſt und dem Leben wiedergegeben wurden. Wir mußten aber ſchaffen und frieren und Gräber graben für junge und ältere Männer, die ſoviel vom Leben forderten wie wir und ein Recht dazu hatten. Am Weihnachtsabende, dem Feſte der höchſten Liebe, aber lagen mehr als fünfzig Öſterreicher ſtarr und kalt auf den Brettern, und in etlichen Hunderten würgte der Tod mit gierigen Zähnen. So ſind wir langſam abgerückt von dem alten Kinderglauben und haben angefangen, jeder für ſich, uns mit dem Herrgott auseinanderzuſetzen und haben auf Scherben ein neu Gebäude errichtet,

in dem nichts von früher war als das ſteinerne Fundament, daß einer ſei. Über der Pforte aber ſtand groß geſchrieben: Hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir Gott.

Und nun auf der erſten Etappe in die Freiheit ſtanden wir wieder da wie die Kinder, und ich dachte: Wenn ſich da nicht eines an das andere fügt, weit hinaus über das, was uns in die Hand gegeben iſt, dann ſchaffen ſie uns zurück in das Lager, wir kriegen den Skorbut und kehren, wenn es hoch kommt, heim als zahnloſe Menſchen, die froh ſein müſſen, wenn ſie von ihrer Geſundheit nicht mehr eingebüßt haben als die Zähne. Vielleicht auch, daß wir auf der Flucht umkommen. —

Der Regen rann unaufhörlich. Strauchwerk ſchlug uns um die Schenkel, und wenn wir unter Bäumen durchſchritten, ſo gingen Sturzbäche auf uns nieder. Zum erſten Male auf der Flucht waren wir naß bis auf die Haut und fingen an zu frieren. Später ſind wir das gewöhnt worden, und es hat uns nichts mehr ausgemacht.

Als wir meinten, in der Höhe des Fluſſes zu ſein, taten wir uns nieder, ließen den Regen über uns gehen und berieten, wie wir es anfangen müßten, den Fluß zu finden. Wir kamen dahin überein, zwei auszuſenden, daß ſie das Gelände auskundſchafteten. Die legten ihre Laſten ab, nahmen den Kompaß an ſich und liefen in das Gebüſch hinein.

Breiſche und ich blieben zurück, aber unſere Gedanken gingen mit den zwei anderen.

Lange Zeit waren wir ohne Sorge um ſie. Dann zog der Weſtfale ſeine Uhr, ſtudierte ſie und ſagte: „Sie ſind nun ſchon länger als eine Stunde aus.“

Von da ab ſahen wir oft nach den Zeigern.

Es war ein Geſpräch zwiſchen uns lebendig geworden. So in Vermutungen durchquerten wir Finnland, rieten auf allerlei, das uns begegnen könne, erwogen, wie wir uns gegen Menſchen und Tiere verhalten würden, kamen auch auf die Tage an der Bahn, ſchimpften, daß man uns gezwungen, im Bahnbauen gegen unſer Vaterland zu ſchaffen und lauſchten dazwiſchen hinein in das Holz, ob wir die Schritte der Zurückkehrenden vernähmen.

Als die Unruhe erſt einmal zwiſchen uns getreten war, ſchlug ſie auf uns los wie mit Geißeln.

„Jetzt ſind ſie zwei Stunden fort“, ſtellten wir feſt.

Einer um den andern kroch unter den Bäumen heraus auf eine kleine Lichtung und kehrte niedergeſchlagen zurück. Dann ſaßen wir wieder eine Weile und mochten nicht reden.

„Du“, ſagte der Kamerad dumpf, „ſie haben den Kompaß mit.“ Das hatte ich lange erwogen, aber ich hatte mich davor gefürchtet, es auszuſprechen. Nun ſtand es da. Sie haben den Kompaß mit.

„Ob ſie den Ruſſen in die Finger gelaufen ſind?“

fragte ich, zwiſchen den Händen, die ich auf die Knie gelegt hatte, hervor.

In langen Pauſen gingen abgehackte Worte zwiſchen uns hin und her.

„Dann müſſen wir auch zurück.“

„Ich tu das nicht.“

„Was willſt du machen? Wir wiſſen nicht, wohin wir zu gehen haben.“

„Die Sonne ſteht den ganzen Tag am Himmel, und man kann ſich nach ihr richten.“

„Das iſt hölliſch ſchwer. Ich weiß das. Und dann an Regentagen iſt die Sonne kaum ein lichter Fleck und ſchwer zu unterſcheiden.“

Breiſche ſchimpfte auf die Ungeſchickten, die ſich entweder verirrt hatten oder den Wächtern in die Hände gelaufen waren. Ich war zu traurig über das Mißgeſchick bei Beginn der Flucht, um mehr darüber zu reden. Auch nach einem Wunder fragte ich nicht zum Himmel.

Und in der Trauer ein dumpfes Gefühl des Zornes. Warum ſchmeißt du uns Steine in den Weg? Willſt du uns ſchon nicht helfen, du dort oben, ſo laſſe es wenigſtens zu, daß wir uns ſelber helfen.

„Jetzt ſind's drei Stunden.“

„Drei Stunden! — Wir wollen noch eine Weile warten, dann — —“

„Ich gehe nicht zurück.“

Unſere Köpfe hingen tief. Sah keiner mehr den anderen an. Dann fuhren wir empor. Leiſe knackten die Zweige. Tief atmend ſtanden die zwei Kundſchafter vor uns.

„Gott ſei Dank, daß ihr zurückgekehrt ſeid. Wir glaubten, ſie hätten euch abgefangen.“

„Das haben ſie nicht, aber den Fluß haben wir auch nicht gefunden.“

„Ihr verſteht nicht, nach dem Kompaß zu gehen“, zürnte ich. Es antwortete mir keiner.

Da ſchlug der Schleſier vor, daß wir noch ein Ende gegen Weſten gingen, dann ſollten wir zwei anderen verſuchen, den Fluß zu finden.

Ich weiß nicht, wie lange wir geſtolpert ſind.

Noch waren die Tage lang, obſchon es um Mitternacht anfing, auf kurze Zeit halbdunkel zu werden. Gegen Nordweſten hin hing endlich die Sonne in den Baumkronen. An der Bahn hatten ſie um die Zeit längſt die Hacken und Schaufeln beiſeite gelegt, waren in die Baracken gekrochen und hockten da zuſammen. Und die ruſſiſchen Poſten fluchten, weil ihnen wieder vier fehlten, ſie fuhren auf die Kameraden drein, konnten aber nicht an ſie herankommen, vor allem nicht an den Wachtmann; denn wir waren ja unter ihren eigenen Augen davon gegangen. Wir redeten auch davon, daß die Bewachung nun vielleicht auch am Tage ſchärfer werden würde, ſo daß es denen,

die nach uns in den Wald gehen wollten, ſchwerer werden würde als uns, aber wir fanden uns damit ab, daß, wären wir unter den Zurückgebliebenen und andere an unſerer Stelle, wir auch nichts weiter denken würden als: Mögen ſie glücklich durchkommen. Vielleicht auch rechneten die Ruſſen damit, daß man uns ebenſo zurückbringen würde, wie die neun vom erſten Tage. Nahe genug waren wir ſchon daran geweſen. Es war auch wohl denkbar, daß einer nach Norden gelaufen war, ſcharfe Wachſamkeit am Fluſſe zu empfehlen.

So war es uns nicht leicht unter den Rippen.

In einer kleinen Mulde, die rings von Geſtrüpp umwallt war, hockten wir wieder nieder. Breiſche und ich machten uns dann auf, den Fluß zu ſuchen. Da merkten wir bald, daß wir ihm näher waren, als wir geglaubt. Wir hörten ſein Rauſchen. Der Wald bot gute Deckung. Trotzdem ſchlichen wir wie die Katzen. Wir hätten gerne eine Stelle ausgekundſchaftet, an der wir leichter über das Waſſer kommen konnten, getrauten uns aber doch nicht nahe genug heran.

So kehrten wir zurück und wären in dem heilloſen Walde wahrhaftig um ein Haar auch irre gegangen, fanden aber die zwei anderen ſchließlich doch.

Nun wir wußten, daß wir an den Fluß kommen würden, reckten wir die Köpfe wieder höher. Einer

von uns, der leicht über manches hinweg kam, das ſich mir ſchwer an die Stiefeln hing, meinte, die Ruſſen würden bei dem Regen wohl untergeſchlüpft ſein.

Als die Dämmerung ſtärker wurde, machten wir uns auf. Anfangs ſchritten wir lang aus, dann immer vorſichtiger, zuletzt krochen wir. Kriechend kamen wir an das Waſſer. Wir kannten es nicht und wußten nicht, ob es tief war. Ausziehen wollten wir uns nicht, da uns das aufhielt. Wollte keiner ſo recht den Anfang machen mit dem Durchſchreiten. Scharf lauſchten wir, ob wir die Tritte von Wachtpoſten vernähmen, aber nur der Regen plätſcherte, und das Waſſer rann leiſe.

Da geſchah wirklich ein Wunder, eines, ohne das wir den Übergang kaum hätten durchſetzen können. Aus der Luft herab fing es an zu ſickern und zu wehen, aus den Sümpfen ſtieg es auf, quirlte und wogte empor, und nach kurzer Zeit lag über dem Lande ein Nebel, der uns nicht nur wie in Tarnkappen einhüllte, ſondern auch unſere Schritte verſchlang.

Gleichſam, als ob ſich die Wunder die Hände reichten. Ein Baum lag nicht weit vom Waſſer. Waren noch alle Äſte daran. Wir verſtändigten uns durch Zeichen und Flüſtern. Den Baum faßten wir, zwei oben, zwei unten, trugen ihn vollends an das Waſſer, hoben und ſchoben, leiteten mit den

Händen und drückten die Krone gegen die Strömung. Die legte ſich hinein mit leiſem Rauſchen, drehte den Baum und ſchuf uns eine Brücke. Sie ſchwankte, als wir den Fuß darauf ſetzten, aber wir wanden uns durch, kriechend und kletternd, ſetzten den Fuß drüben auf das Land und haſteten im Nebel weiter.

Als wir ein Ende vorangekommen waren, ſtießen wir auf aufgeworfene Erde. Ich vermute, daß es ein Teil des Bahnkörpers war, den man wahrſcheinlich da nach Weſten verlegt hatte. Rechts von uns ſahen wir klotzig und unbeſtimmt die Umriſſe einer Baracke.

Gingen wir auch ſo vorſichtig als möglich, ſo konnte es doch nicht lautlos geſchehen. Es war kälter geworden. Mir ſchien, es ſei leichter Froſt eingetreten, und unter unſeren Füßen knackte und praſſelte es. Und da flog ein Ruf herüber. Ein Poſten rief uns an.

Da haſteten wir in den Nebel hinein. Kam kein Schuß hinter uns her, wie ich es erwartet hatte.

Die ganze Nacht wanderten wir. Der Nebel wurde dünner, und ſchon nach kurzer Zeit begann es wieder heller zu werden. So hielten wir uns abermals an den Kompaß. Nach Nordweſten wollten wir, der Ecke zu, wo die norwegiſche Grenze wie eine Naſe nach Finnland herein langt. Das Land, durch das wir zogen, war von der Art deſſen am Imandra-

und Kola-See. Sumpf von großer Ausdehnung, dann ein ſchmaler Streifen feſtes Land und dann wieder Sumpf. Das braune Waſſer ſpritzte hoch, oft uns über dem Kopfe zuſammen. Schwer arbeitend ſetzten wir einen Fuß vor den anderen. Der Schweiß rann uns über den Leib, wir keuchten und ſchnauften, aber unſere Augen wurden heller, und oft ſprang ein Ton zwiſchen uns auf, der klang wie ein zerriſſenes Jauchzen. Jetzt war das Tor geſprengt, wir waren durch. Lag auch noch viel vor uns, und dachten wir uns auch die Pforte von Norwegen gehütet, ſo meinten wir doch, auf Tage ein rüſtiges, kaum gefährdetes Wandern vor uns zu haben.

Wenn einer müde werden wollte, ſo feuerten ihn die anderen an. Es ſei noch keine Zeit zum Ausruhen, und das wollten wir nachholen, wenn wir erſt einmal wieder ein Bett unter dem Leibe hätten und wirklich in Freiheit wären.

Kamen wir aus dem Sumpfe auf trockenes Land, ſo ſchüttelten wir uns und ſtampften, lachten, wanderten weiter und ſchritten unverzagt in den nächſten Sumpf hinein. Wir fürchteten uns nicht vor dem tückiſchen Waſſer. Höher als bis an die Knie war es noch keinem gegangen.

Zuletzt waren wir alle darin einig, daß es für den Anfang genug ſei. Als wir in das nächſte Gehölz kamen, legten wir uns nieder. Hatten viel an Auf-

regungen, bangen Minuten und gefährlichen Schritten hinter uns und hatten an Kräften aufgebracht, ſoviel wir herzugeben vermochten. Nun war die große, große Spannung gelöſt, der erſte, ſchwere Schritt war gelungen, die Glieder zitterten uns. Wir waren gut gedeckt. Wohl war das Gehölz kein Hochwald, dafür aber bot es um ſo beſſeren Unterſchlupf. Es war krüppelhaftes Niederholz, das wirr durcheinander ſtand und gleichſam in ſich verfilzt war. Wir nannten es Urwald, weil hier keine Hand die Axt ſchwang und keine den Samen in die Erde ſenkte oder Baumſchößlinge ſetzte. Dachten auch nicht daran, daß uns Gefahr durch Tiere drohen könnte, legten uns hin und ſchliefen. Schliefen bis tief in den Vormittag hinein.

Da wachten wir auf, ſahen uns an, lachten und waren wie die Kinder. Frei, frei! Nichts ſpürten wir von Näſſe und Kälte, ſahen nicht den braunen Schlamm an unſeren Kleidern und Händen, neigten uns einander zu und ſtreichelten uns ordentlich mit den Blicken, alle in dem Gedanken: Was biſt du doch für ein lieber, wackerer Kerl, daß du das gewagt, mich mitgenommen und alles bisher glücklich durchgeführt haſt.

Ich weiß nicht, ſeit wieviel Stunden wir nichts gegeſſen hatten. War uns in der Anſpannung aller Sinne der Gedanke an Eſſen und Trinken gar nicht

gekommen. Nun redeten wir davon, daß wir Hunger hätten. Der Schleſier ſprach es aus, und wir anderen lachten dazu. „Ja, Hunger haben wir auch.“ So trugen wir denn Holz herbei. Wir legten uns um das kärgliche Flämmchen und bliesen, bis es ſich reckte und praſſelnd in das Geäſt fuhr. Dann ſetzten wir ein Kochgeſchirr mit Waſſer auf, das wir aus einer Lache geſchöpft hatten, und kochten Tee. Sogar geſüßt haben wir ihn uns, haben die Trinkbecher an den Mund geführt und uns die Lippen verbrannt. Wir tranken, ſo heiß es Zunge und Gaumen leiden mochten, und biſſen dazu in das Graubrot. Seit faſt zwei Jahren hat mir keine Mahlzeit ſo gemundet als die erſte in dem Sumpfe Finnlands, die erſte in der Freiheit.

Als wir noch im beſten Schmauſen waren, legte der Bielefelder ſeine ſchmutzige Hand auf das Brot und ſagte, es ſei nun genug, wir müßten lange auskommen. Das fuhr uns hart in die Knochen, und wir wollten den Kopf hängen laſſen. Wie ſoll man Tag um Tag ungezählte Stunden ſich durch die Sümpfe kämpfen, wenn man nicht herzhaft eſſen kann? Aber wir ſahen ein, daß wir klug ſein müßten. So fingen wir an, auf dem Brote Striche zu machen. Ich hatte mein großes Meſſer, das ich in Dauria geſchmiedet, im Stiefelſchafte und teilte ein. Auf zehn Tage, nein auf elf. Man kann nicht wiſſen, ob es alles ſo ver-

läuft, wie wir es uns ausrechneten. Der aber unter uns, der es mit dem Leben am leichteſten nahm, meinte, zehn Tage genügten vollkommen. Er rechnete uns vor, daß wir damit ſchon weit über das Maß gegangen wären. So von früh bis an den Abend wandern, das brächte uns doch weiter vorwärts als zwanzig Kilometer am Tage.

Wir legten die Karte noch einmal zwiſchen uns, maßen wieder und kamen dahin überein, daß zweihundert Kilometer nicht knapp gerechnet ſeien. Zunächſt alſo wollten wir immer nach Nordweſten zu halten auf eine Bucht hin, die etwa zwei Stecknadelköpfe groß, auf der Karte in das braune Land gezeichnet war. Dann wollten wir nach Weſten ſchreiten und mußten da gleich die Klinke von Norwegen in die Hand kriegen.

Da ließ Breiſche den Finger auf der Tuloma ruhen.

„Was meint ihr, wie breit ſie iſt?“ fragte er.

Darüber aber machten wir uns keine Sorgen. „Wie breit? Och wohl ſo wie daheim die Saale“, ſagte ich und meinte, ich hätte da ſchon ein bißchen hoch gegriffen. Sie fragten, wie breit die Saale ſei. Ich darauf: „Man kann an den meiſten Stellen mit einem Steine hinüber werfen, wenn man herzhaft ausholt.“

Dabei beruhigten wir uns, ohne viel zu denken, ſchulterten unſere Bündel und ſchritten los.

Wir waren nicht lange gelaufen, da kamen wir an einen See. Das machte uns ſtutzig. Wieder zogen wir die Karte zu Rate. Auf dem Wege, den wir gehen mußten, durfte kein See liegen. Die Karte verzeichnete einen ſolchen weiter öſtlich. Da ſahen wir uns an. Das erſte Mal verirrt. Wir waren zu weit nach Oſten gekommen, ſtanden wahrſcheinlich am Kola-See.

„Es wird gut ſein, wenn wir mit dem Brote einen Tag länger reichen", ſagte ich. Wir hielten uns aber nicht lange auf, ſondern ſchritten an dem See hin, grade nach Norden zu. Der Sumpf war hier tiefer als der, den wir in der vergangenen Nacht durchquert hatten. Oft mußten wir große Bogen machen. Da ſahen wir von weitem Hügelketten, auf denen Hochwald ſtand. So patſchten wir lebhaft zu, einer hinter dem anderen. und ſprachen wenig, weil wir ſchon durch das ununterbrochene Kämpfen mit dem Moraſte ohne Atem waren. Die Nacht brachten wir wieder zwiſchen Sumpf im Gebüſch zu und erreichten am zwölften Auguſt den Hochwald, den wir lange vor uns geſehen hatten, ohne an ihn heran kommen zu können. Nun ſchritten wir durch den Wald über Hügel. Unſere Augen gingen ſuchend in die Ferne. Rechts drunten lag der See, und er war unendlich lang. Schließlich rief der vorderſte, daß er vom Berge aus das Ende des Sees ſehen könne.

Den Wald hatten wir hinter uns gelaſſen und kletterten nun über kahle Felſen. Wuchs da ein braunes Moos in großen Fetzen, ſtand auch ab und zu Dornengeſtrüpp da und dürftiges Strauchwerk gleich Inſeln.

Als der Abend kam, und wir müde waren, mußten wir uns ohne jede Deckung auf die kahlen Felſen niederlegen. Die Nacht war bitter kalt. Unſere Stiefeln fingen an, riſſig zu werden. Von der Näſſe in Nähten und Nägeln aufgeweicht, dann auf dem kahlen Fels geſchürft und geſcheuert, begann da eine Sohle zu ſchlappen und dort eine Naht zu reißen. Die Sohlen verſuchten wir mit Steinen feſt zu ſchlagen, aber die Nägel hatten in dem ſchwammigen Leder keinen Halt. Es ſchien, daß wir die letzten Tage unſerer Flucht würden barfuß gehen müſſen.

Zumeiſt teilten wir uns für die Zeit des Ruhens in den Bewachungsdienſt. An der Murman-Bahn war geſagt worden, daß es auch in Finnland Wölfe gäbe. Wir haben nie einen geſehen, aber wir rechneten damit, daß uns irgendwann wohl einer in den Weg laufen könne. In Rudeln gingen die Tiere im Sommer nicht, waren überhaupt nur mutig, wenn ſie Hunger hatten.

Mit dem ſcharfen Beile und handfeſten Knüppeln hofften wir, uns, wenn es nötig wäre, der Tiere wohl zu erwehren. Dann meinten wir auch, wir müßten

irgendwann einmal Menſchen begegnen, ruſſiſchen Soldaten oder Finnländern. Wir wollten uns nicht ohne Not zeigen und ihnen aus dem Wege bleiben, ſolange es ging.

Der Regen rieſelte. Unſere Flucht hat achtzehn Tage gedauert. Unter denen ſchien an zweien die Sonne. Sechzehn Tage lang ſind wir nicht trocken geworden und warm nur, wenn wir einen Schluck heißen Tee in den Hals goſſen oder, mühſam im Sumpfe watend, arbeiteten, daß uns unter der Regennäſſe der Schweiß vom Leibe rann. Unter der ruſſiſchen Arbeitskleidung trugen wir unſere Uniformen. Meinen Schnürenrock habe ich der Kammer wieder abgeliefert. Sieht ihm niemand an, wie weit er gewandert iſt.

In all den Tagen waren Renntiere unſere Begleiter. Einzeln ſahen wir ſie und in Rudeln bis zu zwanzig Stück. Sie gingen ſchwer wie bei uns daheim die Kühe, waren aber größer und hatten nichts von der Zierlichkeit der Hirſche an ſich. Der Kopf ſchien mir plump. Wenn ſie liefen, ſo knackten und knarrten ihre Gelenke. Manche hatten beſonders weit ausladende, mächtige Geweihe, und ich dachte, es wäre ſchön, wenn du ſo eines heimbrächteſt. Das hingſt du über deinem Bette auf. Später haben wir Stangen genug gefunden. Ich habe auch eine lange Zeit mitgeſchleppt, ſie aber hernach wieder fortgeworfen,

weil ſie mir zu ſchwer wurde. Die Tiere waren nicht ſcheu. Oft traten ſie am Tage unvermutet aus Gebüſch oder Hochwald, ſahen uns mit verwunderten Augen an, trotteten neben uns her und verliefen ſich dann wieder. Gewiß aber waren ſie da, wenn wir am Abende Feuer ſchürten. Dann dauerte es nicht lange, ſo kamen ſchwere, langſame Füße heran, ein großes Haupt ſtreckte ſich vor, und man hörte den ſtark gehenden Atem des Tieres. Wir wunderten uns, daß die Tiere ſo zahlreich durch die Einöde trotteten und wußten nicht, liefen ſie wild oder gehörten ſie zu Herden. Waren es aber Herdentiere, dann mußten da auch irgendwo Menſchen ſein. Nie aber kam hier eine menſchliche Stimme über Wald oder Sumpf oder kahle Klippen daher. Etliche Tiere trugen breite Lederriemen um den Hals.

Es iſt mir ſpäter erklärt worden, daß die Finnländer dieſer Breiten im Sommer an das Eismeer fiſchen gehen und die Tiere frei laufen laſſen.

Ein Renntier wäre uns ein willkommener Braten geweſen. Die Tagesmengen, die wir von unſerem Brote verzehren durften, reichten nicht aus. Wenn wir, ein jeder von uns, das zugewieſene Stück in den Händen hielten, dann ſchauten wir nachdenklich darauf nieder. Es war allzu klein, und wenn wir uns nach dem Eſſen den Mund wiſchten, ſo dachten wir, jetzt müßte die Mahlzeit erſt beginnen. Was

bisher war, das entsprach so etwa der Suppe, die daheim die Vornehmen vor dem eigentlichen Essen auslöffeln. Auch mit Kascha und dem anderen mußten wir sparsam sein. Darum haben wir auf alle Weise versucht, eines der Tiere zu fangen. In den plumpen Leibern aber wohnte eine große Gewandtheit. Es kam nicht selten vor, daß das Renntier auf drei Schritte nahe stand. Dann lag gewiß einer von uns auf der Lauer und versuchte, mit einem Satze dem Tiere an den Leib zu springen, und es nieder zu reißen. Wir anderen hätten uns dann auch im Handumdrehen darauf gestürzt. Dem Tiere aber entging nicht die kleinste Bewegung. Schon wenn wir die Hand hoben, wich es zur Seite, und so oft wir auch eines fast am Felle hatten, mußten wir ihm doch immer wieder mit langen Gesichtern verdrießlich nachsehen. Einmal glaubten wir, Glück zu haben. Wir haben oft das Beil nach den Tierleibern geworfen, und einmal trafen wir. Laut aufpolternd flog das Beil dem Tiere auf den Rücken. Es klang, wie wenn man auf ein hohles Faß schlägt. Das Renntier aber ging etliche Schritte rückwärts, blieb stehen und glotzte uns wieder aus dem Gebüsch her an. Da waren wir ärgerlich und fluchten.

Zwei Tage sind wir in strömendem Regen über die Klippen gewandert. Der Weg gab dem durch die Sümpfe an Mühseligkeit nichts nach. Auf und ab

über ſcharfes Geſtein, kletternd und ſtolpernd, immer nach Nordweſten.

Über die unendliche Stille kam kein Ton, keines Vogels Ruf, keines Menſchen Stimme, kein Schrei eines Vierfüßlers. Das Land iſt mir wie ein großer, großer Friedhof erſchienen. Nicht, daß Menſchen hier ausruhten, die Natur war begraben, begraben alle Blumen und alles Gras und alle Bäume. Nur unſere Tritte hallten über die kahlen Hänge, und dann und wann kollerten kleine Steine in die Senken zur Seite, rollten eine Zeitlang und blieben dann liegen.

Eine Nachtwache auf den Klippen Finnlands hat etwas Trauriges an ſich. Die Kameraden ſchlafen. Gleichmäßig geht ihr Atem. Dann und wann regt ſich einer, murmelt oder ſchlägt mit dem Arme gegen den Stein. Ich hocke zwiſchen den Felſen. Der Regen rauſcht, und die Finſternis ſteht vor mir wie eine ungeheure Wand. Alle Sinne ſpanne ich in Nacht und Einſamkeit hinaus. Hier iſt die Stille daheim, die ſchier unwirkliche. Die Gedanken wandern, rückwärts und vorwärts. Sie ſuchen die Kameraden, die die Fäuſte um den Gewehrſchaft krampfen und die, die an den Geſchützen ſtehen und: ho hopp, die Granate in den ſtählernen Rachen ſchieben, ein Ruck an der Abzugsſchnur, und ſie rufen den Donner wach und den Blitz. Was mußte ein Schuß hier in dem weiten Lande hallen. Und weiter ſinne ich. Die kahlen

Berge Daurias recken ſich vor mir. Man kann das dauriſche Gebirge wohl mit dem Lande vergleichen, über das hin wir die Freiheit ſuchen. Nur höher ſind dort die Berge. Dann ſtehe ich ſtill an dem Denkmal, das wir unſeren Toten in Sibirien errichtet haben, grüße ſie und denke an den jungen Kriegsfreiwilligen, der uns den Weihnachtsbaum holte und wohl auch jetzt mit auf der Flucht wäre, wenn es Gott ihn hätte erleben laſſen. Gott! Da ſtoße ich wieder mit dem Kopfe an die Wand, aber mir iſt, die Wand gibt nach. Ich komme vorwärts in meinem Taſten. Ich weiß es, daß noch allerlei geſchehen muß, wenn unſer Weg zum guten Ende gehen ſoll. Vor der verriegelten Pforte Norwegens bangt mir. So im Kreiſe gehen die Gedanken. Ich komme an den Krieg. Ob das ſein muß, daß ſich die Menſchen gegenſeitig zerfleiſchen? Und ich habe das deutſche, ſtarke, gute Gewiſſen in mir. Wir haben das nicht gewollt. Da es aber die anderen wollten, mußten wir uns wehren. Im Dreinſchlagen aber geſchieht es, daß etliche ausgleiten und, am Boden liegend, den Feinden in die Hände fallen, die ſie durch ihr ungeheures Land ſchleppen, dann, weil es ihnen ſo beliebt, ſie zurückleiten, in Sümpfe und Wälder führen, aus denen der Skorbut aufflackert und die Leiber zerfrißt. Dann ſind das große Heimweh in einem und das kampffreudige Deutſchtum und der Wagemut. Da machen wir uns auf, wandern,

wandern. Und die Hinderniſſe recken ſich bergehoch vor uns auf. Wir aber erklimmen einen Berg nach dem anderen und zagen nicht, wenn auch immer neue, höhere vor uns aufwachſen. Das Deutſchtum treibt uns vorwärts, das nach der Manneswaffe verlangt, die dem Waffenloſen, Wehrloſen, doppelt heilig ſcheint und das Heimverlangen, das ſich nach dem Drucke der Vaterhand ſehnt und dem lieben Worte aus Muttermund. Wir, die wir da zwiſchen den Klippen lagen, waren jung, aber Hunderte unter uns hatten Weib und Kind daheim. Die langten in ihren Träumen zur Seite, meinten eine weiche Kinderhand in der ihren zu halten und hatten am Morgen doppelt traurige Augen. „Ach Gott, ich habe von meinem Kinde geträumt.“ Da fragte ich in das Land hinaus, ob auch von denen etliche unterwegs wären.

Es ſchien mir ohne Zweifel zu ſein, daß noch viele Füße wanderten, irgendwo in Finnland müde Leiber zwiſchen Sumpf und Gehölz oder, wie wir, auf kahlen Klippen lagen, am Morgen die Glieder reckten und mit vorgeſchobenen Knien weiter gingen, wie wenn die Zugvögel der inwendigen Stimme nachgeben, nicht nach Bergen und Meeren fragen, nicht nach Netzen und Schlingen, hungern, fliegen, bis ſie das Neſt am Hausbalken oder am Scheunengiebel wieder erreicht haben. Dann ſind ſie daheim, bauen, brüten und ſind froh.

Der Regen kriecht durch die Kleider und rinnt unter den Armen in feinen Sickerwaſſern am Leibe herab. Die Nacht iſt kalt, und ein leiſer, aber ſcharfer Wind kommt aus dem Weſten. Ich muß aufſtehen, um mir ein wenig die Füße zu vertreten. Davon erwacht einer der Schlafenden, ſpringt auf, weiß in der Dunkelheit im Augenblicke nicht wo er iſt, beſinnt ſich, raunt eine heiſere Frage: „Was iſt?“ und legt ſich dann murrend wieder auf den Stein: „Mußt du einem um den Schlaf bringen?“ Da kauere ich wieder nieder und hüte den Schlaf der andern. Morgen tut es einer von ihnen für mich.

Dann ſinkt vom Himmel ein fahles Licht nieder, kriecht mit grämlichem, müdem Geſicht über das tote Land, ſchreitet herzhafter, beſinnt ſich auf ſich ſelbſt, wächſt und ſteht als der junge Tag auf den Hängen. Aber er hat einen grauen Mantel umgeſchlagen.

Da müſſen wir die Laſten ſchultern und wandern. Ein Feuer können wir nicht ſchüren. Iſt da kein Holz, und wenn wir wirklich etliche Stecken fänden, ſo würden ſie nicht brennen. So ſchieben wir einen Biſſen Brot zwiſchen die Zähne. Das müſſen wir lange mit dem Speichel aufweichen. Es iſt hart wie Stein, — wir müſſen es zuletzt mit dem Beile klein ſchlagen, — und wir haben den Skorbut im Munde. Alle. Noch nicht ſchlimm. Die Glieder ſind wie ſie waren, und auch das Herz ſchlägt noch

ſeinen Takt, aber die Zähne ſind mürbe und wackeln. Es wurde das auf der Flucht ſchlimmer, und auch ich hätte es in Norwegen vielleicht dem Öſterreicher nachtun können, der in Poulusero vor mir ſtand und einen Zahn aus dem Munde holte.

Wir ſind noch lange über die Klippen gewandert. Um nicht wieder in der Irre zu gehen, ſtanden wir oft ſtill, legten den Kompaß auf die Hand, deuteten nordweſtwärts und erſahen uns ein Ziel. „Dahin müſſen wir, auf die Kuppe zu.“

Am vierzehnten und fünfzehnten Auguſt wanderten wir durch Urwald. So, wie er da oben iſt. Wenig hohe Bäume, meiſt verfilztes Kleinholz. Da war der Weg ſchier noch ſchwerer als durch Sümpfe und über Klippen. In denen hatten wir wenigſtens langhin ſchreiten können. Hier hing ſich uns das Aſtwerk in die Kleider und fing an, darin zu reißen, ſo daß die Fetzen davon hingen. Auch das Schuhzeug wurde brüchiger, und oft ſtach ein ſpitzer Aſt ſcharf in die Füße.

An dem Abende ſtellten wir keine Wachen. Wir waren zu müde, meinten auch, daß kaum ein Menſch durch die Wildnis dringen werde, und vor Tieren fürchteten wir uns nicht mehr. Auch in dieſen Wäldern trafen wir ab und zu auf Sümpfe, aber ſie waren nicht mehr von der Mächtigkeit der weiter ſüdlich gelegenen. Dafür war ihr Waſſer um ſo kälter.

Ich erinnere mich, daß wir uns am Abende des fünfzehnten unter einer Fichte niedertaten. Die war wie ein Dach, wenn auch wie ein schlechtes, durch das es tropfte. Aber tropfte es auch, so goß es doch nicht. Zwei von uns bauten das Lager. Dazu schlugen wir Astwerk ab, legten es im Kreise um den Baum, so daß es einen Wall bildete, rupften Moos und schichteten es auf. Indessen hatten die beiden anderen nach vieler Mühe ein Feuer angezündet und kochten Kaschasuppe. Dann legten wir uns eng aneinander, ließen den Regen rauschen, sprachen noch eine Weile vom Kriege, von daheim und dem Wege, den wir noch vor uns hatten. Dabei kamen wir wieder auf die Tuloma. Wenn wir die erst hinter dem Rücken hätten! Ja und dann die Grenzposten. So schliefen wir ein.

Am sechzehnten August gingen wir den ganzen Tag und hörten gegen den Abend ein leises Rauschen. Wir lauschten. „Mensch, das ist die Tuloma", sagte Beck. Da schlugen die Herzen schneller. Wie breit wird sie sein? Werden wir durchkommen, da, wo wir auf sie treffen oder müssen wir nach Süden wandern bis an eine Stelle, an der wir sie überqueren können? Wir schritten rascher. Und dann ein freudiger Ruf. „Och, da drüber wollen wir schon kommen." Ich lachte. „Habe ich euch nicht gesagt, daß sie sein wird wie die Saale? So breit ist die Saale auch."

Am Ufer zogen wir uns aus, ſchnürten alle unſere Kleider in die Bündel und begannen langſam zu waten. Einer ſchimpfte. Das Waſſer ſei hölliſch kalt. Vorſichtig mit den Füßen taſtend, taten wir Schritt für Schritt. Erſt war der Fluß nicht tief. Dann ging uns das Waſſer bis unter die Arme. Tiefer wurde es nicht. So kamen wir hinüber, klapperten, warfen uns die Kleider wieder über den Leib und riefen es uns freudig zu: „Die Tuloma hätten wir hinter uns.“

Waren auch die Kleider naß, ſo ſchienen ſie uns doch warm gegen das Waſſer.

So freudig waren wir, daß wir rüſtig noch ein Stück Weges hinter uns bringen wollten. Um ſechs Uhr etwa waren wir durch den Fluß gegangen, um ſieben ſtanden wir — an der Tuloma. Hilf Gott! Das war ein ander Waſſer als unſere liebe, flinke Saale. Da ſtanden wir, ſahen uns erſchrocken an und waren einen Augenblick ganz mutlos.

Traurig ſagte einer, die Tuloma ſei breiter als die Elbe bei Torgau. Das mochte wohl ſtimmen. Die Strömung war nicht ſtark. Faſt ſchleichend rann das gelbliche Waſſer, und ich dachte: Sie mag wohl tief ſein; denn tiefe Waſſer haben dieſe Stille an ſich.

Wir wollten aber den Übergang friſch vom Flecke noch wagen. Würden gewiß die Nacht beſſer ſchlafen, wenn wir ſicher waren, daß die Tuloma hinter uns

lag. — Breiter als die Elbe und war auf der Karte ſo lang wie ein Streichholz und ſo dick wie ein halber Zwirnsfaden!

Ohne Zögern machten wir uns an die Arbeit. Ich war als Junge oft genug auf Flößen über die Saale geſetzt und wußte, wie man ein Floß baute. Dazu nahmen wir daheim Stangen von der reichlichen Stärke eines Männerarmes, banden ſie aneinander, oder nagelten ein Querholz darüber, nahmen in die Hand die Stakſtangen und fuhren los.

Es dauerte nicht lange, ſo hatten wir im Walde, der hier ſtand, an die zehn Stämmchen geſchlagen. Die verſchnürten wir untereinander mit den Pferdeleinen. Breiſche und ich traten auf das Floß, hatten lange Stangen und ſtießen vom Ufer ab. Als wir aber den erſten Stoß gegen den Grund tun wollten, reichten unſere Stangen nicht zu. Der Fluß mochte gleich am Ufer an die fünf Meter tief ſein. Und nun fing das Floß an zu ſinken. Das Holz war grün und ſchwer, und wir hätten die Zahl der Stangen auch wohl verdoppeln ſollen. Die Kameraden am Ufer ſchrien: „Zurück, ihr erſauft!“ Ja, zurück wollten wir, aber die Strömung begann, das Floß zu packen. Wir arbeiteten haſtig mit den Stangen wie mit Rudern, das Floß kam aus der Strömung heraus und drehte ſich gegen das Ufer zu. Es ſank aber immer tiefer. Als ich ſah, daß es um Leben und Sterben ging,

ſetzte ich meine Stange feſt auf das Floß, ſtützte mich darauf und ſprang mit ſtarkem Satze nach dem Ufer zu. Da fingen mich die Kameraden auf. Hinter mir drein ſprang der andere.

Geſprochen haben wir in den nächſten Minuten wenig. War uns allen, als hätte uns der Tod angehaucht. So waren wir denn wieder beiſammen. Wir ließen uns nieder und vor uns rann langſam, mit leiſem Ziſchen, die Tuloma. Schier mutlos waren wir. Wie ſollten wir da hinüber kommen? Sollten wir nach Süden wandern? Ein Fluß von dieſer Breite muß einen weiten Wege hinter ſich haben, und es wäre etwa dasſelbe, als wenn wir von Torgau aus an der Elbe aufwärts wandern wollten, bis wir ſie im Rieſengebirge überqueren konnten. Den Plan alſo gaben wir auf. Was aber tun? Da meinte Beck, wir müßten ein neues Floß bauen, aber aus ſtarken Stämmen. Die ſollten uns alle zuſammen tragen; denn ginge es ſchon um das Sterben, ſo wollten wir doch auch auf dem Wege zuſammen bleiben.

Nach langem Hin und Her kamen wir dahin überein, flußabwärts zu wandern, bis wir entweder irgendwo auf Menſchen ſtießen, die uns gutwillig oder mit Gewalt überſetzten, — denn irgendwo mußte doch Verkehr von Ufer zu Ufer ſein, — oder in Hochwald kamen, aus deſſen Stämmen wir dann ein

großes Floß bauen konnten. Wir wanderten und sandten halb ängstliche, halb mürrische Blicke nach dem Wasser. Dabei hielten wir scharf Ausschau, ob wir ein Haus sähen. Hatten wir uns lange gefürchtet, zu Menschen zu kommen, so hofften wir jetzt darauf. Es regnete gleichmäßig weiter.

Der Wald wurde dichter, die Bäume wurden höher, und als es dunkelte, da standen wir an Stämmen, die hoch und stark zum Himmel ragten.

Da legten wir uns nieder. Es war einer der trübseligsten Abende der ganzen Flucht. Wir spürten kaum Hunger oder Durst. Nur eine starke Ermüdung und eine große Traurigkeit. So im Halbschlafe überdachte ich den Tag, der hinter uns lag. Wenn es ein klein wenig anders gegangen wäre, als es hernach auslief, so trieben jetzt zwei starre Leiber den Fluß hinab in die See. Der meine war darunter, und ich hätte Eltern und Heimat nicht wieder gesehen und hätte nicht erfahren, wohin der Krieg auslief. Da habe ich die Hände gefaltet und in mir aufgebaut, daß nach so vielen Wundern nun auch die anderen, die unbedingt noch kommen mußten, nicht ausbleiben und wir die Freiheit glücklich erkämpfen würden.

Am Morgen des siebzehnten wollten wir uns gleich an das Floßbauen machen, aber die Bäume schienen uns, als wir sie nun im Morgenlichte näher

betrachteten, doch nicht ſo recht geeignet. Da wanderten wir noch ein Stück durch den Wald.

Und nun eine große Überraſchung, die uns halb Freude, halb Verlegenheit bereitete. Drüben über dem Fluſſe ſtanden zwei Häuſer auf einer mäßigen Anhöhe.

Da mußten auch Menſchen ſein. Wir berieten, ſollten wir ſie anrufen oder ſollten wir, auf uns ſelber bauend, ihnen aus dem Wege gehen. Das geſtrige Erlebnis aber lag uns doch zu ſtark in den Knochen. Und dann: Wenn wir ein Floß zimmerten, wie wir es brauchten, ſo mochte darüber wohl der Tag vergehen. Im Gebüſch gedeckt, lauerten wir, daß drüben eines aus den Häuſern käme. Es ließ ſich aber niemand ſehen. Da huben wir an zu rufen, legten die Hände an den Mund und ſchrien kurz abgeriſſen: „Ho, hoho!“ Der Schrei flog über das Waſſer und ſtieß gegen die Hauswände, aber es rührte ſich nichts. Da wurden wir herzhafter und vereinigten unſere Stimmen. „Hol über!“ Zehnmal, zwanzigmal: „Hol über!“ Der Schleſier verſuchte es auf ruſſiſch, und wir ſprachen es ihm nach. Da es ſtill blieb, und drüben ſich weder Haustür noch Fenſter auftat, mutmaßten wir, daß die Leute nicht daheim ſeien.

So mußten wir denn an die Arbeit gehen. Dazu hatten wir nur ein Beil. Axtſchläge hallten. Krachend

brach der erſte Stamm nach dem Ufer zu. Dem folgten noch vier. Dann hieben wir die Äſte ab.

Mitten in der Arbeit ſchrie Beck, er ſehe Leute. Wir rafften unſere Habe zuſammen und krochen in den Wald. Den Fluß herab kam ein Boot, das mit ſechs bis ſieben Mann beſetzt war. Soldaten waren nicht darunter. An Rufen dachten wir nicht, waren froh, daß ſie uns nicht gewahr wurden. Als uns das Boot aus dem Geſicht gekommen war, ſetzten wir die Arbeit fort, aber von da an hielt einer ſtändig Ausguck.

Mit Hebebäumen arbeiteten wir und wuchteten die ſchweren Stämme in das Waſſer. Die Hände fingen an zu bluten und waren mit Blaſen bedeckt. Am frühen Morgen hatten wir angefangen, nachmittags um vier hatten wir die Stämme mit den Pferdeleinen verſchnürt, ſtiegen alle vier auf das Floß und wagten die Fahrt. Als Ruder hatten wir uns lange Stangen abgeſchlagen und ſie unten breit gehauen. Mit denen ſchlugen wir in das Waſſer und vermochten ſo einigermaßen, die Richtung inne zu halten. Als wir ſahen, daß uns das Floß gut trug, wurden wir herzhafter. Wir verſuchten, auf den Grund des Waſſers zu kommen, aber obſchon unſere Stangen gut acht Meter lang waren, reichten ſie doch nicht aus. Nach einer halben Stunde waren wir am jenſeitigen Ufer. Nun löſten wir die Seile, nahmen

unſer Gepäck, das wir auf dem Floſſe abgelegt hatten, wieder auf und gingen den Häuſern zu.

Die Arbeit heute war ſo hart geweſen, daß wir mehr gegeſſen hatten, als auf den Tag kam. Dazu die Verzögerung. Unſere Lebensmittel gingen ſtark auf die Neige. Wir hatten gehofft, in den Häuſern für Geld und gute Worte zu erhalten, was wir brauchten, aber ob wir auch mit den Fäuſten gegen die Tür wetterten, ſo öffnete doch niemand. Die Bewohner aber konnten gewiß nur eben auf irgendeinem langen Wege ſein. Standen da lange Geſtelle, die ſpaniſchen Reitern ähnlich waren. Auf denen hing locker ein dürftiges Gras zum Trocknen. Ein Feld ſahen wir nicht, nur einen Garten mit etwas Gemüſe. Vielleicht, daß die Leute auf der Jagd waren. Einer meinte auch, ſie ſeien wohl mit den Herden unterwegs, er hätte früher einmal ſo etwas geleſen. Die Türen zu erbrechen, das brachten wir ſelbſt in unſerer Not nicht über uns.

Da machten wir uns denn auf, verſuchten die Verſäumnis nachzuholen und wanderten bis elf Uhr dreißig Minuten. Um die Zeit wurde es ſo finſter, daß wir es nicht wagen konnten, weiter zu gehen. Und der Regen hielt an. Unſere Glieder waren wie zerſchlagen, und der Hunger wühlte im Leibe. Die Freude aber, daß die Tuloma überquert war, ließ den Mißmut nicht hoch kommen. Im Gebüſch haben wir die Nacht gut geſchlafen.

Anderen Tages, den achtzehnten Auguſt, ſtanden wir erſt ſo gegen neun Uhr auf. Wie wir geſtern gearbeitet hatten, das ſpürten wir erſt heute. Mit einem einzigen Beile fünf ſtarke Stämme niederwerfen und alle die viele Nebenarbeit, die nötig war, ehe wir den Fuß auf das Floß ſetzen konnten, zum Teil Arbeit, an die man daheim ein Paar Pferde ſpannt, das lag uns heute ſo in den Knochen, daß wir am liebſten liegen geblieben wären, zuſammen gerollt wie die Igel. Es dauerte eine Weile, ehe wir auf den Füßen ſtanden, dann aber waren wir in rüſtig erwachendem Tatendrange wieder bereit zum Wandern.

Die Tuloma hinter uns! Nun konnte kaum noch ein ernſtes Hindernis in der Natur des Landes liegen. Waren da auf der Karte wohl noch eine oder zwei Waſſeradern verzeichnet, aber die waren kurz und konnten mit der Tuloma gewiß nicht verglichen werden.

Der Tag brachte nichts Beſonderes. Das Land war mannigfaltig. Hochwald und Buſchwerk, dann und wann ein Sumpf mit braunem, raſchelndem Graſe und über allem das große Schweigen. Wald und Waſſer aber wurden belebter. Rebhühner, wenigſtens hielten wir die Vögel dafür, flatterten auf, flogen eine kurze Strecke, ließen ſich dann nieder und trippelten vor uns her. In großen Völkern begleiteten uns die Tiere. Aus den Waſſerflächen, die

in den Sümpfen blinkten, flogen die Enten in Scharen. So viel Geflügel, und wir fingen an zu darben! Wir ſind die ganze Zeit mit Knüppeln in den Händen gelaufen. Ungezählte Male haben wir nach den Hühnern geworfen, aber es ging uns wie mit den Rentieren. Sie waren ſchneller als wir. Und als ob ſie uns höhnen wollten, liefen ſie dicht vor unſeren Füßen her, flogen etliche Schritte, ließen ein leiſes Quarren hören und haſteten weiter, uns mit ihren ſchwarzen Augen ſcharf beobachtend.

Wer durch dieſen Teil Finnlands wandert, ein Gewehr in der Hand und Pulver und Blei, der kann nicht Hunger leiden. Wer aber, wie wir, nur den Knüppel trägt, der kann mitten im Überfluſſe umkommen.

Aber den Weg kürzte uns die Jagd doch. Ducken und ſchleichen, haſten und ſpringen, ſtehen und zielen, immer ſo hintereinander, — da merkt man den Flug der Stunden nicht. Ein anderes aber auch nicht, und das iſt eine Gefahr. Bald mußte der mahnen, die Kompaßnadel zu fragen, bald jener. Wenn wir das kleine Blechgehäuſe verloren hätten, wir wären jämmerlich zugrunde gegangen. So riſſen wir uns denn in der Hatz immer wieder auf und verloren unſer Ziel nicht aus den Augen.

Am neunzehnten kamen wir über mehrere kleine Waſſerläufe. Wir zogen uns aus, durchwateten das

eiskalte Waſſer, ließen uns den Regen auf den bloßen Leib rieſeln, wiſchten mit den Händen raſch darüber, zogen uns wieder an und wanderten weiter.

Drei Flüſſe verzeichnete unſere Karte weſtlich der Tuloma, und fünf überquerten wir. Das machte uns verwirrt. Im Wandern unterhielten wir uns über den Weg, den wir noch zurückzulegen hätten. Auf der Schulkarte, die wir in den Händen hielten, feſtzuſtellen, wo wir ſtanden, das wäre wohl auch Geübteren, als wir es waren, unmöglich geweſen.

Fünf Flüſſe, und nur drei waren verzeichnet. Schüchtern erſt, dann herzhafter, ſtieg die Freude in uns auf. „Am Ende haben wir den Grenzfluß ſchon überſchritten.“ Das war, als wenn einer auf einem Inſtrumente einen hellen, freudigen, langhin hallenden Ton anſchlägt. Schon auf norwegiſchem Boden? Was konnte man ſagen? Von der Hand zu weiſen war es nicht.

Ich warf ein, daß man doch wohl die Grenze mit Poſten beſetzt haben würde. Dazu lachten die Kameraden.

„Die Grenze mit Poſten beſetzt? In d e m Lande? Biſt du irgendwo auf eine Straße oder auch nur auf einen ruppigen Feldweg geſtoßen?“

„N . . . ein, aber . . .“

„Da muß man lachen. Menſch, zwei Häuſer haben wir geſehen, ſind neun Tage unterwegs,

haben wohl mehr Kilometer hinter uns gebracht, als wir vermuten und ſind keinem einzigen Menſchen begegnet. Nur an der Tuloma ſind ein paar Leute an uns vorüber gefahren. Der Fluß iſt hier zu Lande, was daheim die Eiſenbahnen ſind und die Heerſtraßen. Sonſt aber iſt das Land tot. Wie ſollten ſie da Poſten ausſtellen?“

„Sieh her“, ſagte Beck und wies auf die Karte, „die Grenze iſt lang. Sie können ſie nicht beſetzen, brauchen ihre Soldaten bitter nötig an der Front. Ich ſage dir, wir ſind in Norwegen, und morgen eſſen wir bei den Eskimos gebratenen Seehund.“

Da wurde auch ich langſam in dem Gedanken heimiſch, daß meine Befürchtungen, die Pforte Norwegens möchte gehütet werden, unnütz geweſen ſeien. So gingen wir denn leicht und wacker, zumal wir an dem Tage ein frohes Erlebnis hatten und ein zweites beinahe gehabt hätten.

Der letzte der Flüſſe, den wir überſchritten, war ſo ſteinig, wie keiner vorher. Hoch herausſtehende Felsköpfe engten das Waſſer ein, daß es zwiſchen ihnen wie in Rinnen dahin ſchoß. Da mußte ich wieder an die Saale denken. So war ſie daheim an einer Stelle, die wir das Teufelswehr nannten, weil die Sage kündete, da habe der Teufel mit ſeinen Geſellen einem Müller in ſtürmiſcher Nacht, als das Hochwaſſer tobte, ein Wehr gebaut. Der Müller

habe ſeine Seele verpfänden müſſen. Sie war dem Teufel verfallen, wenn das Wehr bis zum erſten Hahnenſchrei fertig war. Des Müllers Tochter aber weckte den Hahn, und als der letzte Stein in das Gefüge geſetzt werden ſollte, da krähte der Gockel. So kam der betrogene Teufel um ſeinen Arbeitslohn.

Das Waſſer ſchoß auch hier zwiſchen den Blöcken dahin wie in Wannen und bildete ſtellenweiſe flache, abgeſchloſſene Becken.

Als wir noch ſo ſtanden und uns des ſchönen Waſſers freuten, vernahmen wir ein Plätſchern und Schlagen.

„Ein Fiſch!“ ſchrie Karl und wies mit den Fingern auf ein flaches, eingezwängtes Becken. Darin arbeitete ein ſtarker Fiſch und verſuchte, das Hindernis zu überwinden. Bald tauchte er mit dem ſpitzen Kopfe auf, bald kam der breite Schwanz über die Wellen heraus.

Ich warf raſch das Gepäck von den Schultern und ſprang hinein, und Karl ſprang mir nach. Das Waſſer reichte nicht hoch. Wir ſtürzten uns auf den Fiſch und verſuchten, ihn zu halten; der aber wehrte ſich. So wurden wir über und über naß, aber wir gaben nicht nach; denn ein Fiſch von der Größe deſſen, mit dem wir uns balgten, war ein wahres Gottesgeſchenk. Am Ufer ſtanden die Kameraden, ſchlugen mit den Armen, lachten und ſchimpften. „Nicht ausreißen

laſſen", ſchrien ſie. Und dann: „So greift doch zu, feſthalten, feſthalten! — Na ja, bis er durchgeht."

Endlich konnte ich dem Fiſche zwiſchen die Kiemen greifen und ſchlug meine Hand ſo feſt ein, daß mir von dem aufquellenden Blute des Tieres die Finger rot wurden. Ich ließ es nun aber nicht mehr fahren, ſchwang den Fiſch hoch und ſprang mit etlichen langen Schritten an das Ufer. Das Tier ſchlug ſtark mit dem Schwanze, aber ich lachte und hielt es den Kameraden unter die Naſe. „Da", ſagte ich und war ſtolz auf den Fang. Wir hatten eine Lachsforelle von etwa ſechs Pfund erbeutet.

Was hat uns das gut getan!

Das Tier ſchlachteten wir mit meinem großen Meſſer aus, ſchnitten es in Stücke und kochten die in Waſſer, das wir aus dem Fluſſe ſchöpften. Hatten nur Salz daran zu tun, aber es war ein herrliches Eſſen. Richtig übermütig wurden wir bei dem Schmauſe, und die Kameraden gaben ſich redliche Mühe, unſere Geſchicklichkeit ſcherzend zu verkleinern.

Ich glaube heute wirklich ſelber, daß wir mit den verklammten Fingern und bei der Haſt, mit der wir uns auf die Forelle ſtürzten, das Tier kaum erhaſcht hätten, wäre ihm ein Weg zur Flucht offen geblieben. Aber die Mulde war rundum abgeſchloſſen, und das Waſſer ſpritzte nur eben über die Ränder.

Nachdem wir üppig und reichlich gegeſſen, über-

querten wir den Fluß und benutzten dazu die Steine, von einem zum andern ſpringend.

Schwatzend ſchritten wir munter aus. Der Tag ſchien doppelt geſegnet zu ſein; einer ſtieß auf ein Neſt voller Gänſeeier. Da jubelten wir, ſchlugen haſtig eines der Eier auf und — ſtanden dann mit langen Geſichtern da. Sämtliche Eier waren verdorben.

Das Land wurde wieder kahl. Nicht nach der Art der Klippen im Süden. Es waren da große, kahle Hänge, rauh und unwirtlich. Sickerwaſſer rannen in den Schrunden nieder. Etliche Male waren es richtige kleine Bäche, die ſtäubend und polternd niedergingen. An den Schroffen hingen die Regenwände, und wir mußten den Kompaß ſtändig in der Hand haben. Wir vermuteten, daß die Berge Küſtenwächter am Eismeere wären. Die Nacht war unfreundlich, und wir machten uns am Morgen frühzeitig wieder auf die Beine.

Zwiſchen den Hängen wandernd, ſchlugen wir uns weiter nach Norden. Wir waren geſpannt, rechneten, daß wir nun bald an das Meer kämen. Der Regen ließ nach. Lauſchend ſtanden wir des öfteren ſtill. Die Stiefeln hingen nun in Fetzen an den Füßen. Da umſchnürten wir ſie mit Stricken, aber man mußte ſich erſt ſo langſam an deren Druck gewöhnen. Sie drückten an den Seiten und auf den Sohlen.

Holpernd und ſtolpernd, geduckt ſchreitend, nahmen wir einen Hang nach dem anderen, wegelos über ſteilwandige Felſen kletternd. Da klang in den Lärm unſerer Schritte fernher ein dumpfes Brauſen.

„Das Meer! Das Eismeer!“

Und dann lag es vor uns. Der Strand kahl und öde, das Meer unendlich weit und von einer matten Sonne beſchienen. Weil wir nunmehr ganz gewiß waren, auf norwegiſchem Boden zu ſtehen, hatten wir es mit dem Weiterkommen nicht mehr allzu eilig. Wer mir in meiner Kindheit geſagt hätte, daß ich einmal über die Klippen am Eismeere wandern würde! In der Schule hatte ich von den nördlichen Breiten immer mit einem Gruſeln gehört. Kälte und Eis und Schnee, Wölfe und Eisbären. Der Süden hatte gelockt, der Norden abgeſtoßen. Und nun ſtand ich da, ein Flüchtling, mit drei anderen, die, wie ich, die Augen aufriſſen und ſtumm waren, andächtig ſtumm.

Am Strande lagen Seetiere aller Art, tote und noch lebende. Das Meer muß hier viel auswerfen. Wir meinten, wenn wir daheim an traulichen Winterabenden unter der Lampe ſitzen und von unſerer Flucht erzählen würden, ſo könnten bei dem oder jenem Zweifel auftauchen, und man könnte uns für Schwindler und Aufſchneider halten. Da wäre es gut, wenn wir ihnen die Beweiſe unter die Naſe halten könnten.

Das Meer war weit zurückgetreten. Es war Ebbe. Da wateten wir auf dem feuchten, glitſchigen Grunde hinaus und ſammelten Muſcheln und Seeigel. Wagen voll hätten wir fortführen können. Ich nahm eine Anzahl flacher, weißer und brauner Muſchelſchalen und etliche leere Gehäuſe des ſtacheligen Seeigels mit. Das Sammeln machte uns viel Freude, und wir haben etliche Stunden damit vertrödelt.

Sahen auf dem Waſſer auch viele Seevögel. Sie kreiſchten auf, tauchten, überſchlugen ſich, flatterten auch wohl eine kurze Strecke, ſchienen aber ungeſchickt im Fliegen. Andere aber, mit ſtarken Schwingen, flogen weit hinaus in die See. Das alles nahm uns ſo gefangen, daß wir nicht merkten, wie die Zeit verrann.

Langſam trotteten wir dann wieder am Strande hin nach Weſten zu. Die Wellen gingen lang und ruhig. Der Sonnenſchein tat uns wohl, und wir waren nun auch vor Menſchen nicht mehr bange; denn wen wir jetzt trafen, der mußte uns Freund ſein, ob wir auch ſein Geſicht nie geſehen hatten.

Frei und ungedeckt liefen wir über die Klippen, ſprangen von Fels zu Fels und lachten, wenn einer hinſchlug und ſich klammernd an den Steinbrocken feſthielt. Fern im Norden ſahen wir Segel. Da waren norwegiſche Fiſcher auf Fang aus. In der Nacht ſchliefen wir auf den Klippen.

Ich konnte lange nicht einſchlafen. Es ging mir, da wir dem Ende der Flucht nahe zu ſein glaubten, wieder ſtark durch den Kopf, wie wunderbar ſich eines an das andere gefügt hatte. Die Sonne ging ſpät im Weſten unter.

Anſchwellend und nachlaſſend klang das Brauſen und Schlagen der Wogen in die Felſen herein.

Auf den Klippen am Eismeere ruhen wir. Wir ſind in der beſten Zeit des Jahres auf der Flucht. Etliche Wochen ſpäter, dann heulen die Stürme über das Land, der Schnee ſinkt, ebnet die Schluchten ein, und kein Menſch kann den Fuß in das Land, das dann ein Land des Todes iſt, ſetzen. Viele Nächte in der Fremde habe ich hinter mir. Darunter eine, da unter uns der Eiſenbahnwagen ratterte, vor uns ein grünes Bäumlein in dürftigem Schmucke ſtand, und über uns hoch am Himmel die Sterne mit grauſamer Helligkeit glitzerten und brannten. Heute liege ich am Eismeere. Und ich haben den Leib und das Leben bis hierher getragen. Das Leben, das ſo hundertmal hart bedroht war.

Über dem dunklen, rollenden Waſſer liegt ein langer, fahler Schein. Die Bahn verſunkener Sonnenſtrahlen.

Am Morgen weckte mich Kark. Unſere Augen wanderten über die Klippen, und wir redeten leiſe miteinander.

Gelbgeſichtig ging die Sonne auf. Schien gar nicht weit von dem Flecke zu ſein, an dem ſie verſunken war. Erſt war ſie wie ein kleines, ſchwimmendes Boot, dann wuchs ſie zum Halbkreiſe aus, dann zur runden Scheibe. Die Luft ſtrich kalt daher, und es fror uns. Das Meer war vorgerückt und brandete nun zu unſeren Füßen.

Als die anderen zwei kurz darauf auch munter wurden, verſuchten wir wieder, auf der Karte feſtzuſtellen, wo wir waren, aber unſere Finger gingen zu weit nach Weſten.

Heute hofften wir Menſchen zu treffen. Die Buchten am Meere mußten bewohnt ſein. Und waren es auch armſelige Eskimos, auf die wir trafen, ſo waren es doch Menſchen, und gaben ſie uns auch Seehundsſpeck, ſo war es doch Eſſen.

Schon am Morgen ſahen wir Seehunde am Strande. Die hatte ich nie zuvor geſehen und war neugierig. Sie ließen uns aber nie heran kommen, ſondern plantſchten, wenn wir uns nahten, raſch in das Waſſer. Etliche Male ſah ich die runden Köpfe und fand, daß die Tiere wenig von einem Hunde an ſich hatten. Höchſtens, daß man ihren Kopf mit dem eines Mopſes vergleichen konnte.

Der Karte nach mußten wir nun bald an eine Bucht kommen. So geſchah es denn auch, aber Häuſer oder Hütten, die wir erwarteten, ſahen wir

nicht. Aus dem Waſſer ragten die runden Köpfe von wohl hundert Seehunden. Der Schleſier meinte, es ſehe aus, als ob Geſchützrohre heraus tauchten.

Wir umſchritten die Bucht, die nicht tief in das Land hinein ſchnitt, und gingen weiter.

So langſam ſtiegen nagende Zweifel auf. Sind wir denn wirklich in Norwegen? Dann müßten doch da Menſchen wohnen. Unſere Geſichter, die am Tage zuvor hell und zuverſichtlich geweſen waren, wurden wieder ernſt. Wie lange ſoll das noch dauern? Die Stiefeln zerfallen, und das Brot wird alle, Kaſcha, Tee und Speck ſind bereits aufgebraucht.

Der Boden wurde grün. Beerenſträucher wuchſen da, und blaue, runde Heidelbeeren winkten. Im Vorbeigehen rupften wir davon und aßen, aber aufhalten wollten wir uns nicht.

Wieder kamen wir an eine Bucht. Die war breiter als die, auf die wir kurz zuvor geſtoßen. Breiſche legte die Hand über die Augen. „Ein Boot!“ Über das Waſſer her kam ein Kahn. In dem ſaßen ein alter Mann und ein Knabe. Wir verſteckten uns. Sind wir in Norwegen oder nicht? Aber ein einzelner Mann! Vor dem braucht man ſich doch in keinem Falle zu fürchten. Das Boot legte an. Der Mann ſtieg heraus und trug ein Gewehr in der Hand.

Da war Vorſicht wohl am Platze. Konnte uns der Fremde mit dem Gewehre auch nicht alle vier

abtun, ſo hätte es doch wohl einen oder den anderen das Leben koſten können, wenn der Alte uns feindlich entgegen trat. Daß das geſchah, damit mußten wir rechnen. Vielleicht, daß die Ruſſen auch hier den Leuten eine Belohnung zugeſichert hatten, wenn ſie Gefangene, die geflohen waren, einbrachten.

Da ſahen wir, wie der Mann das Gewehr ablegte, ſich bückte und Beeren pflückend, mit dem Kinde immer weiter von dem Schießeiſen abkam.

Nun gingen wir leiſe hinzu, an der Flinte vorüber. Das Gewehr aufnehmen mochten wir nicht. Der Mann hatte es wohl nötig, ſich den Lebensunterhalt damit zu ſchießen oder ſich der Tiere zu erwehren.

Als wir ihn anriefen, fuhr er zuſammen und war zu Tode erſchrocken. Da machte ſich unſer Kriegsfreiwilliger, der Schleſier, der ruſſiſch ſprach, an ihn heran, ſagte ihm, wer wir ſeien und fragte, ob wir auf norwegiſchem Boden ſtünden. Wir wurden hernach ſo weit gut Freund mit dem Fremden. Der Mann hatte helle, blaue Augen und ein knochiges Geſicht. Er trug eine grobe Jacke, deren Ärmel reichlich lang waren und auf dem Kopfe eine Mütze, die einer Zipfelmütze nicht unähnlich ſah. Das runde Geſicht des Jungen ſchien mir eine entfernte Ähnlichkeit mit dem der Mongolen in Dauria zu haben. Schier neidiſch geworden ſind wir auf die breiten, feſten Stiefeln des Alten.

Ich wunderte mich über den Mann und dachte, daß ſie da droben wohl weit ab, aber doch nicht außerhalb der Welt ſeien. Er fand ſich auf der Karte, die wir ihm vorlegten, zurecht, ſchaute eine Weile ſtudierend nachdenklich darauf nieder und wies dann mit dem Finger auf eine winzige Bucht. Da ſeien wir, ſagte er, und das ſei noch — Rußland. Das war ein harter Schlag. Noch in Rußland. So mußten wir alſo noch immer ſchleichen und nun, der Grenze nahe, doppelt vorſichtig ſein. Im Geſpräche kam es heraus, daß der Alte ein Norweger von Geburt, derzeit aber ruſſiſcher Staatsangehöriger ſei. Hätten wir nun über die Bucht gekonnt, ſo wären wir der Grenze raſch näher gekommen. Der Mann aber riet uns von dem Wege ab. Es ſeien ruſſiſche Poliziſten an der Bucht, ein wenig nördlicher zwar, aber es ſei wohl möglich, daß ſie mit ihren Booten ſuchend nach Süden ſtießen. Den Ruſſen wollten wir denn doch nicht zu guter Letzt noch in die Arme laufen. So mußten wir den Weg nach Süden einſchlagen, der Bucht entlang. Schade. Der Kahn am Ufer hatte ſo verheißend geſchaukelt.

Eines aber verſuchten wir noch heraus zu ſchlagen. Unſere Lebensmittel waren nahezu aufgebraucht, und unſer Dolmetſcher fragte, ob wir wohl Eßbares haben könnten. Sieben Fiſche hatte der Mann kurz vorher geangelt. Die holte er aus dem Boote. Wir be-

zahlten ſie mit einem Rubel. Als uns der Fiſcher darauf herausgeben wollte, wehrten wir ab. Was nutzte uns jetzt das Geld? In Norwegen, rechneten wir, würden wir es auch kaum brauchen.

Nun nahm der Alte die Karte noch einmal in die Hand, fuhr mit dem Finger um die Bucht und wies dann wieder nach Nordweſten. So müßten wir gehen. Wir kämen noch über etliche Flüſſe, die aber leicht zu nehmen ſeien, müßten hügeliges Land, in dem Sümpfe lägen, überſchreiten und träfen dann auf den Grenzfluß. Der Weg zu den Norwegern ſei nicht mehr weit.

Nicht mehr weit! Wir haben noch etliche Tage gebraucht.

Nun drängten wir wieder vorwärts, fort aus der Nähe der Ruſſen. War wieder ein jämmerlich und mühſelig Wandern.

Kaum daß wir uns von dem Beerenſucher getrennt hatten, ſahen wir, wie er raſch zu ſeinem Kahne lief und mit dem Jungen in die Bucht hinaus ruderte. Da fürchteten wir, er möchte uns verraten und uns die ruſſiſchen Poliziſten auf den Hals jagen.

So raſch uns die Beine trugen, — und das war nicht mehr ſchnell, — kletterten wir über Buckel an dem Meeresarme hin. Bückte ſich keiner mehr nach einer Beere.

Die Felſen waren ſcharfkantig. Wie in all den

Tagen, ſo auch hier kein Weg. Wir ſtiegen von Klippe zu Klippe, haſteten durch die Senkungen und ſchauten angeſtrengt rückwärts, ob etwa ein raſches Boot von Norden her käme. Nach Stunden lag links drunten ein tiefes Tal mit grünen Wieſen. Unter Birken ſtand da ein Haus. Der Schleſier, der es von uns am meiſten ſatt zu haben ſchien, ſchlug vor, wir ſollten an das Haus gehen und da verſuchen, Lebensmittel zu erhalten.

Ja, Lebensmittel, das lockte zwar, aber — die ruſſiſchen Poliziſten waren nicht weit. Faſt hätten wir uns mit dem Kameraden gezankt. Er vertraute durchaus darauf, daß die Leute uns gut Freund ſein würden. Ich hielt dagegen, daß wir in Polen auch durch einen verraten worden wären, von dem ich es nicht erwartet hatte. Die anderen ſtimmten mir zu. So kletterten wir weiter. Der Kriegsfreiwillige aber wurde immer unluſtiger.

Er ſprach nicht davon, daß er am Ende ſeiner Kräfte ſei, aber er biß die Zähne zuſammen, ſchleppte die Füße und ſtieß nur eben den Leib ruckweiſe vorwärts. Das jammerte uns. Wir wollten ihm unter die Arme greifen, aber er wehrte ab. Habe jeder genug mit ſich ſelber zu tun, ſagte er und ſtolperte weiter. Als er am Abende die Schuhe von den Füßen löſte, da hing die Haut in Fetzen. Was muß das ſchmerzhaft geweſen ſein, wenn ſo bei jedem

Schritte der umſchnürte Schuh in dem rohen Fleiſche ſpielte.

Wir erreichten das Ende der Bucht. Von Süden kam ein klares Waſſer, das wir leicht zu überſchreiten vermochten. Das Wetter war inzwiſchen wieder ſchlechter geworden. Wieder rann der Regen, ein feiner, durchdringender Sprühregen.

Am breiten Südende der Bucht, aber eine Strecke davon entfernt, bogen wir gegen Weſten ab.

Ich ſah, wie ſchwer es dem Kriegsfreiwilligen wurde, mit uns Schritt zu halten. Er knickte in den Knien ein wie ein alter Mann, und ſein Geſicht war hager und grau. Da wollte ich ihm beiſpringen und ſein Gepäck auf meine Schultern laden. Er litt es aber nicht.

„Lauft zu“, brummte er, „und ſchert euch nicht um mich.“

So ſtolperte er denn als Letzter in der Reihe und war zuweilen ein Ende zurück, dann wieder einmal etliche hundert Meter neben uns. Wir drängten vorwärts. Nun wir, nach dürftiger Berechnung kaum noch einen Tag an die Grenze hatten, war es, als ob die Peitſche hinter uns ſäße. Gepeitſcht haben uns die Sorge, daß zuletzt alle Mühſal vergebens geweſen ſei, und der Hunger. Die Fiſche hatten wir in Seewaſſer gekocht. Es mögen ſo an die zwanzig Pfund geweſen ſein. Sie ſchmeckten ſcharf, aber wir

leckten uns doch die Finger ab, als wir mit der ersten Mahlzeit zu Ende waren. Die gute Hälfte haben wir aufgehoben und noch einen reichlichen Tag lang davon gegessen. —

Schwer atmend stiegen wir eine Höhe hinan, überkletterten sie und begannen den Abstieg. Da wandte sich einer und sah, daß der Kriegsfreiwillige nicht mehr bei uns war.

„Karl fehlt", sagte er. Zurückzugehen, das hielten wir vorerst nicht für nötig. Er würde nachkommen. Erst standen wir, stützten uns auf unsere derben Stöcke und warteten. Dann ließen wir uns nieder und meinten, nun müsse der Zurückgebliebene über die Höhe gehumpelt kommen. Zuletzt aber wurden wir stutzig. Was ist mit ihm? Kann ihm etwas zugestoßen sein? Er war schlecht auf den Beinen und auch sonst wohl nicht gut bei Wege.

Einer kehrte um, übersah von der Kuppe aus das rückwärtige Land und rief uns zu, daß da niemand sei. Da sprangen wir auf, warfen das Gepäck ab und eilten zurück. Ging jetzt weit rascher als all die Stunden vorher. Nirgends ein Mensch. „Er muß irgendwo liegen geblieben sein."

„Ja, das ist es. Liegen geblieben ist er und wartet, daß wir ihn holen."

Den Hang hinab liefen wir, schauten in die Gebüsche zur Seite, riefen erste leise, dann lauter, suchten

hinter hundert Felſen, kamen in Schweiß und waren niedergeſchlagen. Wir fanden den Armen in dem unendlichen Gewirr von Kuppen und Senken, Felſen und Gebüſch nicht, ob wir auch drei Stunden lang ſuchten und riefen. Weiter zurückgehen? Vorwärts mußten wir. Vielleicht, daß ruſſiſche Poliziſten von der Bucht her das Land durchſtreiften.

So mußten wir den wackeren, guten Menſchen, dem wir ſo viel dankten, im Stiche laſſen. Mit hängenden Köpfen ſind wir weiter gegangen. Daß das noch geſchehen mußte! In dem Bemühen, uns zu tröſten, kamen wir darauf, daß der Kamerad das Bauernhaus aufgeſucht haben möge, an dem wir geſtern vorüber gekommen waren. Er ſprach ja ruſſiſch und konnte ſich gewiß forthelfen.

Das war ein trauriger Abend.

Am ſechsundzwanzigſten Auguſt kamen wir dann über den letzten Fluß. Er war wieder ſo breit und tief, daß wir uns ausziehen mußten. Nicht mehr weit vom September, da ſind die nordiſchen Waſſer ſchon grauſam kalt. Dazu mußten wir, ohne ein Kleidungsſtück überwerfen zu können, fliehen. Ging jenſeits des Fluſſes ſo eine Art Weg am Waldſaume hin. Der einzige, den wir in Finnland geſehen haben. Darauf klapperten Schuhe, und Stimmen kamen von weitem. Da rannten wir in den Wald. Das Unterholz ſtach in die Füße, aber wir ſprangen wie

Haſen und duckten uns dann nieder. Geſehen haben wir die Leute nicht, aber wir hörten an den Stimmen, daß es ſo vier oder fünf geweſen ſein mögen.

Nun konnten wir nach der Beſchreibung, die uns der Alte gegeben hatte, nur noch etliche Kilometer von der Grenze entfernt ſein. Wir rechneten, ſo an die acht Kilometer. Das Land war ſo jämmerlich wie nur an den ſchlimmſten Stellen. Durch pfadloſen Wald mit dichtem Gebüſch ſchlugen wir uns, wateten durch Sümpfe und gingen zuletzt auf gut Glück zu, ohne noch den Kompaß zu fragen. Das alte, klägliche Lied. Der Regen rann, und wir waren todmüde. So kamen wir unendlich langſam vorwärts.

Hundertmal ſtanden wir ſtill und lauſchten. Über das hügelige Land kam ab und zu ein wunderlicher Ton, halb wie Kläffen von Hunden, halb wie Menſchenſtimmen. „Die Grenze iſt beſetzt“, ſagten wir leiſe.

Die Herzen ſchlugen hart. Wie wenn man vor dem Feinde Patrouille reitet und tauſend Augen und hundert Ohren haben möchte.

Sonnabend war es, und wir hatten unterwegs davon geſprochen, daß wir am Sonntage wohl in Sicherheit ſein könnten.

Wie Jäger pürſchten wir vor. Da ſtanden wir an einem See. Den gingen wir entlang, gerieten in Sumpf, zogen vorſichtig einen Fuß nach dem

anderen heraus, daß es nicht plantſchte, und wateten, bis wir wieder trockenes Land unter den Füßen hatten. So ſtundenlang, Sumpf um Sumpf, See um See. Und langſam, Schritt für Schritt, kamen wir der Grenze näher.

Die fernher kommenden Geräuſche waren längſt deutlicher geworden. Was wir für Menſchenſtimmen gehalten hatten, das waren Tiere. Ab und zu ſchwoll der Lärm an und nahm dann wieder ab. Dazwiſchen ein Plätſchern und Maunzen. Da wußten wir, daß Seehunde da waren. Müſſen unendlich viele geweſen ſein. Der Lärm war zuzeiten ſo ſtark, daß wir meinten, ſie müßten miteinander im Kampfe liegen.

Es wurde Nacht, und das harte Ringen mit dem Sumpflande ging weiter. Vielmal ſind wir umgekehrt, mögen auch wohl im Kreiſe gelaufen ſein.

Oft ſtanden wir ſtill und lauſchten. Endlich hörten wir ein Rauſchen von ferne. Da mußte fließendes Waſſer ſein. Und das Waſſer war der — Grenzfluß. Nicht anders.

Von der Höhe herab ſtiegen wir in ein Tal. Da war das Land trocken. Die Knie zitterten unter uns. Keinesfalls aber wollten wir noch einmal ein Nachtlager diesſeits der Grenze halten.

Des öfteren hatten wir an Waſſer Halt gemacht, uns gebückt und die Hand hineingehalten, um feſtzuſtellen, ob es fließe. Wir konnten uns mehrfach

nicht einigen. Floß es, oder floß es nicht? Wo wir jetzt ſtanden, da war jeder Zweifel an der Bewegung des Waſſers ausgeſchloſſen. Vor uns rann der Grenzfluß. Ohne uns auszukleiden, begannen wir zu waten. Der Fluß war ſchmal und nicht tief. Und nach der Kälte fragten wir nicht.

Drüben, drüben, die Grenze überſchritten!

Kein Wort ſprachen wir, ſtolperten ſtumm noch ſo an die dreihundert Meter und warfen uns dann nieder.

„Gott ſei Dank!“ Mehr hat keiner geſprochen.

Gott ſei Dank! Finnland durchquert, die norwegiſche Pforte durchſchritten, gerettet, gerettet, der Freiheit zurückgegeben, der Freiheit und dem Vaterlande!

Sonntag früh zwiſchen zwölf und ein Uhr hatten wir das Ziel erreicht.

Nun waren wir wie zerſchlagen. Das Eſſen alle, die Nacht bitter kalt, unſere Kleider wie vollgeſogene Schwämme, doch wir ſchliefen, ſchliefen ſelig in den Sonntag hinein.

Zu Menſchen und — heim

Sonntag Morgen. Ich erwachte, weil mir die Glieder vor Froſt klapperten. Ein grauer, ſchwerer Himmel hing über dem Lande. Sickernd ging der Regen nieder. Als ich auf meine Füße ſah, da lief mir ein Lachen über das Geſicht. Das waren einmal Stiefeln geweſen. Jetzt waren es ſtark umſchnürte, ſchwammige Lederfetzen. Wie Strolche würden wir in Norwegen einziehen. — Ich bewegte die Zehen. Da merkte ich, daß die Näſſe von geſtern noch nicht eingetrocknet war. Die Arme dicht an den Leib ziehend, kuſchelte ich mich noch einmal zuſammen.

So im Liegen ließ ich meine Augen wieder rundum gehen. Wie traurig das Land machte!

Nicht weit drüben war der Grenzfluß, den ich heute im Lichte des trübſeligen Morgens deutlicher ſah. Ich ſuchte das Gelände ab, auf dem wir geſtern ſtundenlang umher geirrt waren. Lag wie ein graues, naſſes Tuch darüber. In der Ferne, gegen Oſten hin, ſtanden Wälder. Durch die hatten wir uns geſtern abend mühſam gekämpft. In ihren Wipfeln wogten die Nebel.

Die Seehunde ſchienen nun endlich zu ſchlafen.

Wie lange ſchon das Kläffen, Knurren und Plätſchern aufgehört hatte, wußte ich nicht, aber ich meinte, daß die Tiere nach der Nachtarbeit nun nach Schlaf verlangten. Geſehen habe ich keines von ihnen, verlangte auch nicht danach. Ich war enttäuſcht geweſen, als ich ihnen droben am Eismeere begegnete.

Wir mußten, meiner Meinung nach, ſo langſam doch ein ganzes Ende gegen Süden hin abgekommen ſein. Ich zog die Karte aus dem Rocke. Sie wies weder eine Stadt noch ſonſt eine Siedelung in der Nähe auf. Mißmutig ſteckte ich ſie wieder ein. Die Karte war dürftig. Wie ſehr, das hatten wir ja genugſam erfahren. Sie log gradezu. Stand da an der Grenze nicht ein einziger der Sümpfe und nicht eine der Waſſerflächen verzeichnet, die wir für Seen hielten, die wahrſcheinlich aber nur große Lachen im Sumpflande waren.

Soweit ich auch die Augen ſuchend gehen ließ, wurde ich doch keinen Menſchen gewahr. Die Grenze war alſo nicht beſetzt. Hätten hier auch keine Leute wohnen können. Wie ſollten ſie da einen Acker ſchaffen und ſäen und ernten können.

Wir waren daheim nicht reich auf unſerem Boden, aber das Land war doch ein Paradies gegen das Grenzgebiet zwiſchen Norwegen und Rußland.

Und da war ich bei dem Heimgedenken und der Freiheitsfreude. Daheim lagen ſie jetzt noch auf

dem Lager. Sie ſtanden am Sonntage ſpäter auf als ſonſt. Dann war die Mutter die erſte, die ſich hoch machte. Sie weckte den Bruder, und ſie gingen in den Stall und fütterten, ſchritten immer ſo hin und her zwiſchen Scheune und Stall, brachten Arme voll Heu, ſteckten es auf die Raufen und ſprachen vielleicht auch von uns, vom Vater und von mir.

Und ich lag auf der naſſen Erde, bohrte die Hände in die Hoſentaſchen, weil die Finger ſteif wurden und hatte den langen Weg durch Finnland hinter mir. Ich ſann nach, ob wir wohl die Flucht gewagt hätten, wenn wir wußten, wie das Land war. Der Gedanke iſt mir öfter gekommen, und ich habe, wenn die Gefahr uns um die Köpfe ſchlug, die Antwort vermieden, und wenn wir dann wieder heraus waren, ja geſagt. Und das alles lag hinter uns, die Sümpfe, die Klippen, die Flüſſe, die gewaltige Tuloma, zuletzt das Sumpfland der Grenze. Frei waren wir, und wenn jetzt drüben die ruſſiſchen Poſten auftauchten und hüben norwegiſche uns an der Seite ſtanden, dann konnte es wohl geſchehen, daß ſie aufeinander ſchoſſen, wenn die Ruſſen uns den anderen abforderten.

So langſam kam ich ins Träumen. Ich hob den Kopf. Es war doch Sonntag, und die Glocken mußten läuten. Wir waren doch nicht mehr in Rußland. Da hatten wir ſie nur einmal vernommen, und es

war, nachdem es anfangs eine Wohltat gewesen war, eine Quälerei geworden.

Unterwegs hatten wir von den norwegischen Kirchen gesprochen. Ich wußte da einiges. Unser Lehrer war einmal im Riesengebirge gewesen und hatte dort ein Kirchlein gesehen, das sie aus Norwegen herüber gebracht und unter den Schroffen des Gebirges wieder hingesetzt hatten. Die Kirche sei ganz aus Holz, hatte er gesagt, mit vielen Giebeln und Seitengängen nach rechts und links. Das ging mir durch den Kopf, und ich freute mich auf die erste norwegische Kirche.

Ich drehte mich auf die andere Seite, den Blick von Rußland nach Norwegen wendend. Da stieg das Land sanft an, aber in der Ferne schienen hohe Berge zu sein. Denen mußten wir zu, doch ich fürchtete mich nicht vor ihnen. Als ob uns, wenn es not wäre, hier ganz selbstverständlich irgendwoher Hilfe kommen müßte. Das schien mir undenkbar, daß man uns nun noch zugrunde gehen lassen könnte.

Im Halbschlafe wischte sich einer der Kameraden über das Gesicht. Der Regen störte ihn, aber er sah darüber nicht griesgrämig aus. Es schien ihn in den Traum begleitet zu haben, daß wir in der Freiheit waren. Als ich ihn so betrachtete, da tat er mir leid. Von dem ersten gingen meine Augen zu dem anderen. Nun die Gesichter ganz unbeherrscht waren, da machte

ſich die ganze, große inwendige Müdigkeit breit, und die Entbehrung ſprach ſtark aus den ſchmalen Wangen, auf denen die Knochen hart heraus traten. Um das Kinn ſtand ein ruppiger Bart. So einzelne lange Haare und viele kürzere, alles durcheinander, wie wenn bei uns Regen und Wind ein Getreidefeld verfilzt haben. Auf den Händen traten die Sehnen wie Stricke heraus, und die Hände waren ſchmutzig und ſchmal und ohne Muskeln.

Ich hätte gerne einmal in einen Spiegel geſchaut. Mußte wohl auch ſo ausſehen wie die zwei und hatte früher ein rundes, volles Geſicht gehabt.

Wir hatten auf der Flucht hart darben müſſen. In zehn Tagen meinten wir in der Freiheit zu ſein. Nun war der achtzehnte angebrochen. Als wir zu Beginn unſerer Wanderung das erſte Mahl beendet gehabt, da hatten wir Striche auf dem Brote gemacht. Danach haben wir etliche Tage die Menge verzehrt, die wir uns glaubten bewilligen zu dürfen. Dann waren wir zaghaft geworden, hatten angefangen zu ſparen, mußten aber doch dem Hunger nachgeben. Da haben wir in Angſt die kleinen Biſſen zwiſchen die Zähne geſchoben. Und das Brot iſt alle geworden.

Keine Krume iſt mehr da. Drei Brote, für zehn Tage beſtimmt, können nicht für achtzehn reichen. Wie aber konnten wir uns ſo in der Zeit irren?

Ich lachte leiſe vor mich hin, als ich daran dachte, wie wir uns ſeinerzeit über die Zeit geſtritten hatten, die wir für einen Kilometer brauchten. Zwanzig Minuten, meinten wir, ſeien genug. Wir haben oft mehr als eine Stunde zu einer Strecke gebraucht, die man auf glatter Straße in zehn Minuten zurücklegt. Und dann die vielen Wege kreuz und quer! Wer kann in Klippen oder zwiſchen ſteilen, hängenden Wänden gradeaus gehen?

Alles aber liegt hinter uns. Wir ſind in einem Lande, in dem wir Hilfe finden werden.

Unſere Kleider waren zerfetzt, und durch die ruſſiſchen Hoſen und Arbeitsjacken ſahen die grauen Uniformen, die wir daruntergezogen hatten.

Der Morgen war inzwiſchen herzhafter geworden, die Berghäupter drüben traten grau und drohend heraus. Da weckte ich die Schläfer. Wir müßten nun zum Ende kommen, ſagte ich ihnen. Sie richteten ſich auf, zogen die Rücken krumm und ſchimpften auf die Näſſe.

Und dann ſchauten auch ſie hinüber auf das Sumpfland, ſchüttelten die Köpfe und ſagten: „Wir hätten uns den Weg wohl auf heute ſparen können. Da kommen die Ruſſen nicht her. Nur wir kommen durch.“

Wir öffneten unſere Bündel und ſuchten, ob da noch irgendeine Krume Brot ſei, aber ſie waren leer.

Lägen wir jetzt noch auf den Klippen in Finnland, so müßten wir verhungern; denn die Kraft hätte weder vorwärts noch rückwärts ausgereicht. Einen Rest Tabak hatten wir noch. Da ſtopften wir die Pfeifen, brannten ſie an und hatten ſo im Magen das Gefühl, daß gebacken würde. So betrogen wir ihn. Auch die Kameraden redeten von daheim, und wie ſie am Sonntag Morgen in die Kirche gegangen wären. Nicht gar oft, aber doch ſo dann und wann, und da hatten ſie gehen müſſen, weil es das Inwendige gebot.

So redeten wir eine Weile über das, was hinter und das, was noch vor uns lag. Da ſchlug die Sorge, daß wir zu Menſchen vielleicht noch immer einen weiten Weg hatten, hart auf uns drein. Einen Tag oder vielleicht auch zwei, wollten wir das mit leerem Magen wohl noch zwingen. Ging es aber darüber hinaus, dann mußten wir uns irgendwo niedertun, um zu warten, bis der kam, dem wir im Kriege oft durch die Finger geſchlüpft waren.

Die Freude, daß wir in der Freiheit waren, wollte heute nicht gar ſtark aufkommen. Auch von dem wackeren Karl ſprachen wir. Wenn der den Weg, auf dem wir zu dritt kaum voran gekommen waren, allein machen ſollte! War er vielleicht inzwiſchen den Ruſſen in die Hände gefallen? Oder war er — tot?

Da war die Freude vollends davon. Ohne noch zu ſprechen, warfen wir die Bündel über die Schultern und begannen, gegen die Felſenhäupter hin zu wandern. Schon zu Beginn des letzten Tages war Beck kaum noch imſtande, einen Fuß vor den anderen zu ſetzen. Er klagte, daß ihm die Glieder wie Blei ſeien, und das Herz ginge, als wenn es an einem Fädlein hing und hin und her baumelte. Wir legten die Hand auf ſein Herz. Da ſchlug es ſchnell und leiſe, und er meinte, er fühle das raſche Klopfen bis in die Ohren und zu Seiten des Halſes.

Bergan ſteigend, kamen wir erſt auf ein ziemlich weites, ſchräg liegendes Gelände. Da ſtanden viele Beerenſträucher. Wir bückten uns und aßen Blaubeeren. Die wuchſen viel reichlicher als daheim und waren größer. Das wunderte mich; denn der Winter mußte doch hier früh einſetzen und lange anhalten. Bei uns erfroren die Blüten ſo in jedem zweiten oder dritten Jahre. Hier, meinte ich, könnten ſie gar keine Blüte durchhalten. Da aber die Beeren doch reichlich da waren, dachte ich, daß ſich die Pflanzen mit Blühen und Früchtetragen mehr beeilten als daheim. Bückend und pflückend überquerten wir den Hang und ſchritten auf graue, zackige Felswände zu, die ſich uns trotzig in den Weg ſtellten.

Wir ſuchten uns eine Stelle aus, die wie ein Sattel zwiſchen zwei hohen Zacken lag.

Die Hände ſchlugen wir in den Stein, zogen langſam die Füße nach, bis ſie irgendwo einen Halt fanden, und richteten uns dann auf, um weiter zu greifen.

Da flog rechts neben uns von der Zacke, die ſcharf in der grauen Luft ſtand, ein mächtiger Vogel auf und gleich darauf noch einer. Wir hielten im Klettern inne und ſchauten den Tieren zu. Ihre Stimme war ſcharf und durchdringend. Die Flügel klafterten wohl ſo an die anderthalb Meter, und der Flug glich dem der Habichte unſerer Wälder an der Saale. Nach etlichen Flügelſchlägen ſchwebten die Vögel ſchier ohne Bewegen über uns. Immer im Kreiſe, hoch und niedriger, ſtießen auch wohl einmal herab und ſchwangen ſich ſauſend wieder hoch.

Wir haben nicht lange geraten, kamen gleich darauf, daß es Adler ſeien, und es freute mich, daß wir nun zu guter Letzt auch noch in das Reich der Adler eingedrungen waren. Die ſtolzen Tiere haben den ganzen Tag über uns geſchwebt. Wenn wir ein neues Felsmaſſiv in Angriff nahmen, ſcheuchten wir ſie auf. Sie ließen ihren durchdringenden Schrei ertönen und zogen ihre Kreiſe über unſeren Köpfen, gingen mit uns, bis andere von ihren Felſenſitzen empor klafterten und überließen es dann denen, uns zu begleiten.

Anfangs hatten uns die Tiere Freude gemacht. Hernach haben wir verſucht, ſie zu verſcheuchen.

Wir meinten, ſie lauerten darauf, daß wir zuſammenbrächen, um ſich dann an uns zu mäſten. Es fror mich bei dem Gedanken. Ich ballte die Fauſt gegen ſie und ſchrie ihnen zu: „Kennt ihr uns nicht? Wir ſind auch eines Adlers Söhne. Schwarz iſt er und hat ſeine Fänge tief in haſſende Herzen geſchlagen. Laßt ab von eurem Drohen. Weiſt uns lieber den Weg, daß das Ringen endlich ein Ende nimmt.“

Der kranke Kamerad machte uns viel Not. Wir nahmen ihn bei dem Klettern in die Mitte. Einer kletterte voraus, legte ſich, wenn es ging, nieder, reichte die Hand herab und faßte die des Kraftloſen. Der dritte half dann von unten nach. So zogen wir und ſchoben und kamen mühſelig vorwärts.

Als wir die erſte Felſenkette überquert hatten, kam wieder eines der eng umſchloſſenen, flachen Hochtäler. Da wuchſen abermals Blaubeeren und unter ihnen eine Beerenart, die wir nicht kannten. Es waren große, rote Beeren, die lockten und leuchteten. Aber wir trauten ihnen nicht und aßen nicht davon. Hernach, als wir unter Menſchen waren, wurden ſie uns oft vorgeſetzt und haben uns gut geſchmeckt.

Daß wir am Ende noch ſo hart würden ringen müſſen, das hatten wir nicht erwartet. Die Knie waren zerſchunden und begannen anzuſchwellen, die Sehnen der Ferſen ſchmerzten.

Als wir durch eine Schrunde kletterten, tat ſich jäh vor uns ein ſteiler Hang auf. Den mußten wir mit beſonderer Vorſicht nehmen. Ich legte mich auf den Leib und hatte Breiſche, der den Abſtieg begann, an der Hand. Der kranke Beck hielt mich an den Beinen. Grade als Breiſche Fuß gefaßt hatte, kam die dünne Erdnarbe unter mir ins Rutſchen. Ich krallte die Finger haſtig in den Stein und drückte rückwärts. So hielt ich mich. Wir kamen hernach beſſer durch als wir gefürchtet.

Wieder an einer anderen Stelle haben wir uns die Seile um den Leib geſchlungen. Der Vorausgehende prüfte vorſichtig jeden Schritt, indes wir das Seil ſtraff hielten. Stand er, ſo kamen wir nach. So kletterten wir langſam an der Wand hinab, um drüben wieder hinan zu klimmen. Den Kranken hielten wir immer in der Mitte, banden uns auch das Seil vorläufig nicht wieder von den Leibern.

Unendlich langſam ſind wir vorwärts gekommen. Nun ſchlugen auch uns, die wir geſund waren, die Herzen hart und haſtig, aber es war doch Kraft dahinter. Der Kranke ſchwankte und taumelte. Er ſprach wenig, nur dann und wann einmal, daß wir ihn liegen laſſen ſollten. Das aber hätten wir nicht getan. Lieber zu dritt untergehen. Lag uns der Kark hart genug auf der Seele.

Die Felſen waren da und dort von einer dünnen

Erdschicht bedeckt. Darauf wuchs ein hellgrünes Gras. Auch das Moos, das wir von den Klippen her kannten, war wieder da und bildete breite, braune Flächen. Es hatte stark gefranste Ränder.

So gegen den Mittag mußten wir ein Weilchen ausruhen. Wir ließen die Köpfe hängen. Am Morgen hatten wir gemeint, daß wir es auch ohne Brot wohl noch einen oder zwei Tage würden aushalten können, aber wir hatten unsere Kraft überschätzt. Glatter Weg, auch ein Ende Sumpfland, da hätten wir es wohl geschafft, aber die unbarmherzigen Felsen fraßen gierig den dürftigen Rest von Kraft, der noch in uns war.

Und tausendmal die bange Frage: Wann kommen wir zu Menschen? Oft meinten wir, dort am Hange stehe gewiß eine Hütte, und dann war es ein grauer Klotz, der uns genarrt hatte, und wir mußten weiter stolpern, klettern, kriechen. Die Augen fingen an, uns zu betrügen.

Der Norweger, den wir an der Bucht des Eismeeres getroffen und der uns die Fische gegeben, hatte uns gesagt, daß wir den Leuten drüben über der Grenze sagen sollten: „Ditsch.“ Das würden sie verstehen und uns aufnehmen. Da haben wir zu hundert Malen gelallt: „Ditsch.“ Als ob uns jemand vernehmen könne, und war doch der Ruf wie das Lallen eines Greises, so schwach und kraftlos.

Dann wieder haben wir unſere Stimmen vereinigt und haben geſchrien: „Hallo“ und: „Ho.“ Und die Felſen äfften es nach: „Hallo“ und „Ho“, und die Adler pfiffen über uns ihren gellenden Ruf.

Als der Abend nahte, wurde das Land ein weniges beſſer. Noch immer Steine, große Felsbrocken und aufragende Geſtelle, aber wir konnten ſie umgehen. Unter unſeren Füßen raſchelte das Beerenkraut. Wir bückten uns aber nur noch ſelten. Die Beeren ſättigten nicht. Der Magen war allzu raſch mit ihnen fertig. Dazu wühlten ſie in den Eingeweiden.

Der Kranke war indes ſo matt geworden, daß er nicht mehr allein gehen konnte. Mußte immer einer ihm zur Seite ſein und ihn ſtützen. Er lag uns ſchwer in den Armen. Wir redeten ihm gut zu, und er gab das Letzte an Kräften her, weil er wußte, daß wir ihn nicht verlaſſen würden, und ob er ſchon für ſich meinte, mit dem Leben raſch fertig zu ſein, wollte er uns doch nicht mit hinüber nehmen.

So zog denn immer einer voraus, und hinkend und mühſelig kamen die zwei anderen hinterdrein.

Die Dämmerung begann langſam zu wehen. Von den Felſen flogen lange, graue Schatten herein, wurden dichter und dunkler und lagen da wie ungeheure, hingeworfene ſchwarze Bahrtücher. Die Adlerſchreie wurden ſeltener. Um die Beeren an den Büſchen kümmerten wir uns nicht mehr. Das Seil

hatten wir abgetan; das Land war, wie geſagt, beſſer geworden.

Unſere Art zu wandern, blieb durch Stunden dieſelbe. Der vorausgegangen war, ſtand nach einer Weile ſtill und rief: „Hoho!“ Und der Kamerad, der den Kranken ſchleppte, antwortete. So ſtolperten wir durch die Felſenöde. Zu Menſchen müſſen wir kommen, zu Menſchen! „Ditſch!“ ſchrien wir, aber es kam keine Stimme zurück außer dem grauſamen Echo.

Über uns zogen blaſſe Sterne auf, und wir wanderten, wir ſchleppten uns weiter und weiter. Dachten nicht mehr daran, daß wir in der Irre gehen könnten, hatten uns den Tag über nach dem Kompaß gerichtet, fragten ihn aber nun nicht mehr. Nur ein einziger Schrei in uns. „Zu Menſchen, wir ſind am Ende!“

Drei deutſche Krieger, die in die Freiheit wollten, in die Freiheit mußten, — wankten im kalten Abendwehen durch die Felſenwildnis des nördlichen Norwegen, und drunten kämpften Millionen Brüder, um das Vaterland nicht untergehen zu laſſen. Über ſie gingen die Leuchtkugeln, die Raketen knatterten empor, die Geſchütze brüllten mit heiſeren Stimmen, und um uns wehte die Einſamkeit. Und waren doch dasſelbe Blut wie die Millionen drunten, trugen auf dem Leibe dasſelbe graue Ehrenkleid, wollten,

wenn wir zu Menſchen kamen, die Ruſſenkittel auseinanderſchlagen, den grauen Rock zeigen und ſagen: „Seht her, wir gehören auch zu denen, deren Heldenmut der ganzen Welt Schauer über den Rücken jagt, und wenn unſere Zeit gekommen iſt, dann reiten auch wir wieder auf flinkem Roſſe oder liegen lauernd im Schützengraben und werfen den Leib ſtürmend wiederum dem Feinde entgegen, wenn es ſein muß, demſelben, der uns nach Sibirien brachte, an die Murman-Bahn führte und jetzt durch Finnland und über Norwegens Klippen jagte.“

Halb verzweifelt bin ich vorwärts getaumelt und war froh, wenn ein Ruf von rückwärts kam und mir kündete, daß ich nicht allein war. Ich habe zum Himmel hinauf gefragt, wann das Wunder kommt, das der Flucht letztes, gutes Ende iſt. Es iſt zuletzt ein Sturmlauf gegen den Himmel geworden. Nicht ein Beten, nur ein wildes: „Du m u ß t !“

Und dann ſtand ich ſtill, ſchaute über zackige Felſen hinab, ſah weißen Schaum aufleuchten, hörte das Plätſchern der Wellen und blickte mit ſeligen Augen auf ein matt ſchimmerndes Licht. Wie ein Trunkener war ich. „Menſchen!“

Ich legte die hohlen Hände an den Mund, wandte mich und ſchrie den Nachkommenden die Freudenbotſchaft zu: „Ein Licht!“ Ob je ein Licht freudiger begrüßt worden iſt?

Und da kamen ſie herangehaſtet, hockten neben mir, krochen an die Felſen heran, ſtammelten und lachten. „Ein Licht, Menſchen!“

Jetzt ſprang die Jugend wieder in uns auf, die ungeſtüme, die von der Not wohl geknebelt, aber nicht gebrochen worden war.

„Da ſind ſteile Felshänge. Ob wir es wohl wagen, hinunter zu kommen?“

„Ob wir es wagen? Menſch, ja und ja!“

Wir haben es gewagt, aber wir hätten beinahe noch den Hals gebrochen. Es war im Tageslichte rechtſchaffen ſchwer geweſen, durch die Schründe herab zu klettern, und wir wagten es im ſtärker werdenden Dämmergrau. Zehnmal haben wir angeſetzt. So geht es nicht. Vielleicht an einer anderen Stelle. Da wieder nicht. Endlich eine Runſe, in der uns zwar die Steine unter den Füßen weg polterten, die aber doch abwärts führte. Taſtend, einer den anderen an der Hand haltend, ihn ſtützend, die Augen immer auf das Licht gerichtet, krochen wir, langſam, langſam zwiſchen jähen Wänden herab. Drei lange, lange Stunden haben wir noch gekämpft. Dann waren wir durch, hatten geſiegt.

Drunten ein Streifen flaches Land und etliche Häuſer, die in der Dunkelheit wie Klötze daſtanden, und eines, in dem noch ein Licht brannte.

Darauf gingen wir zu. Auch den Kranken hatte

das Licht fähig gemacht, den Leib wieder vorwärts zu ſchleppen.

War eine dürftige Hütte, vor der wir ſtanden. Die Wände ſchienen aus Bohlen zu ſein, und die Tür war niedrig. Da haben wir mit der Fauſt dagegen geſchlagen. Ein Mann trat heraus, und hinter ihm drängten Frauen. Sie waren erſchrocken, als ſie uns ſahen. Und wir redeten auf ſie ein, haſtig und flehend: „Laßt uns ein, gebt uns Brot.“ Redeten durcheinander in der wilden Freude, nun endlich die gräßliche, würgende Einſamkeit hinter uns zu haben und das Land, durch das ich in Träumen wandern werde, und wenn mir Gott hundert Jahre beſtimmt. Die Leute ſchüttelten die Köpfe und machten keine Miene, uns den Weg frei zu geben. Da fiel mir das rettende Wort ein, das Feldgeſchrei und Loſung war. „Ditſch!“

Nun traten ſie beiſeite, winkten uns mit den Händen, führten uns in die Stube und nötigten uns auf ihre Sitze. „Ditſch“, deutſch. Bis hier herauf, an die Grenze der bewohnbaren Erde iſt dein Name heilig, mein Volk. Am Jarſjord hat er uns die Tür einer Fiſcherhütte geöffnet und hat fremder Leute Herzen überfließen laſſen in Mitleid.

Als wir die ſchmutzigen, zerfetzten Kittel auseinander taten, und unſere grauen Uniformen darunter hervor kamen, da haben die Leute mit den Köpfen

genickt und mit ſpitzen Fingern über das Tuch getaſtet. „Das ſind die Grauen, von denen auch wir gehört haben, wir einſamen Fiſcher am Nordmeere.“

Und nun waren ſie geſchäftig, uns zu helfen. Durch Zeichen haben wir ihnen bedeutet, daß wir Hunger hätten. Da haben ſie gebracht, was ſie beſaßen. Brot und Butter, haben es uns vorgeſetzt und uns genötigt mit Augen und Mund, zuzulangen, haben ſich gefreut und gelacht, als ſie ſahen, wie wir einhieben. Klein waren die Leute und hatten breite Geſichter. Zwei Männer waren es, ein alter, ganz in nordiſcher Tracht und ein junger und zwei Frauen. Bei den Frauen fiel es ſchwer zu ſagen, welches die jüngere, welches die ältere ſei.

Während wir noch aßen, brachte der Alte Bilder und legte ſie vor uns hin. Es waren Blätter einer illuſtrierten Zeitſchrift. Der Mann redete haſtig, ſchlug mit den Armen und deutete mit der Hand an, daß irgend etwas in der Tiefe gefahren ſei. Wir ſtudierten die Blätter und laſen unter fremdſprachlichen Wörtern: „U Deutſchland.“ Und immer ſtand der Alte vor uns, lachte und ſchwenkte die Arme.

Unſere Augen aber wurden weit und heiß und feucht. „U Deutſchland.“ Es muß irgendeine kühne Tat vollbracht haben. Darüber belehrte uns der Norweger. „Amerika.“ Nach Amerika war das U-Boot gefahren, hatte die würgende Kette, die

England zwiſchen uns und die Welt gelegt zu haben glaubte, durchbrochen. Wir wußten wenig von unſeren U-Booten. Was wir aber wußten, das ließ uns wohl auf kleine Unternehmungen der kühnen Taucher ſchließen, nicht aber auf einen Ritt über und durch den Ozean.

War wie ein Weihnachtsmärchen, der erſte Gruß der Heimat.

Man kann es ſchier nicht glauben, iſt ſelig bang, weil es zu kühn, zu himmelhoch iſt, was man uns kündet. Und zwiſchen raſche norwegiſche Worte erſt zage, dann haſtige deutſche Laute. „U-Deutſchland.“ Deutſchland! Herrlich, daß man dir den Namen des Vaterlandes gab, des ganzen Vaterlandes.

Wir Männer ſaßen lange, redeten mit Mund und Händen, lachten uns an und verſtanden uns. Die Herzen riſſen die Mauer, die die Zunge zwiſchen uns errichtete, nieder.

Auch wir erzählten. Weiß nicht, wieviel die Leute davon verſtanden. Einiges gewiß. So: Murman und Finnland. Die Karte breiteten wir aus und wieſen mit dem Finger über die braune Fläche. So waren wir gegangen. Die Finger deuteten es an: zehn Tage und noch acht. Und die Männer ſchüttelten die Köpfe und hatten ernſte Augen.

Vor uns auf dem Tiſche aber lagen die Blätter, die uns heilig dünkten wie Blätter des Bibelbuches.

Die Frauen gingen indes ab und zu. Aus der Kammer, die neben der Stube lag, trugen ſie Arme voll Betten zur Tür hinaus, ſtiegen eine Treppe hinan, kehrten zurück und ſchleppten aufs neue.

Dann ſtanden ſie lachend vor uns, und wir begriffen, daß ſie uns das Lager gerichtet hatten. Ihre eigenen Lagerſtätten hatten ſie beraubt und uns die Betten gerichtet. Wir wehrten ab. Wer auf Klippen, in Sümpfen und im Geſtrüpp geſchlafen hat, der vermeint ſchon im Himmel zu ſein, wenn er, in Freiheit, ein Dach über dem Kopfe hat. All unſer Wehren aber war umſonſt. Ob wir zuletzt auch darauf hinwieſen, daß wir Ungeziefer hatten, gaben die Leute doch nicht nach.

Da folgten wir ihnen die Treppe hinauf, ſahen neben Heu ſchwellende Betten, ließen uns ſcheu darauf nieder und hielten uns, als wir allein waren, ganz ſtill an den Händen.

Die freudige Unraſt ließ uns nur wenig ſchlafen. Wir ſtanden zeitig auf, unſeren Wirten jedenfalls zu früh, und reinigten uns.

Faſt den ganzen Tag ſind wir noch die Gäſte der Fremden geweſen. Wir haben an ihrem Tiſche geſeſſen, ihr Brot gebrochen, uns die Fiſche, die ſie köſtlich zuzubereiten verſtanden, munden laſſen und, wie am Abende vorher, deutſch und norwegiſch durcheinander geſprochen.

Wohin wir wollten, das ſuchten wir ihnen begreiflich zu machen.

„Ditſch Konſul.“ Das verſtanden ſie.

Am Nachmittage, es mag wohl ſo gegen drei geweſen ſein, nahmen wir Abſchied. Das Geld, das wir den guten Menſchen boten, nahmen ſie nicht. Nur für unſer Beil ſchienen ſie Verwendung zu haben. So drückten wir ihnen dankbar die Hände und wandten uns, ihren Winken folgend, gegen Süden.

Immer am Fjorde lang gingen wir, und uns zur Linken drohten die ſteilen Felſen.

Drei Stunden ſind wir gewandert. Auch unſer Kranker war wieder beſſer auf den Beinen. Das Eſſen und die Nachtruhe und die Freude hatten ihn ſchier geſund gemacht.

Unterwegs ſchauten des öfteren die Leute aus den Türen ihrer Hütten.

„Ditſch?“ riefen ſie, und wir nickten. Da nötigten ſie uns in die Häuſer, ſetzten uns wieder Eſſen vor und waren traurig, wenn wir der Mahlzeit nicht ſo die Ehre antaten, wie ſie es erwarten durften. Überall hatten wir den Eindruck, daß die Menſchen von ihrem Gewerbe gut leben konnten. Schienen alles Fiſcher zu ſein.

Der letzte, bei dem wir einkehrten, ſah, daß wir bereits wieder anfingen, müde zu werden. Da

ſpannte der Mann ſein Pferd vor den Wagen und fuhr uns die letzte Wegſtrecke.

Dicht an der ruſſiſchen Grenze ſind wir lang gefahren. Und da ſahen wir auch die ruſſiſchen Grenzhüter, lachten, ſtießen uns in die Seiten und nickten uns zu. „Gott ſei Dank, daß wir ihnen nicht in die Hände gefallen ſind.“

Nach einiger Zeit kamen wir wieder an Häuſer. In eines von denen ging unſer freundlicher Fuhrmann. Da wohnte ſein Freund. Den verſtändigte er.

Kurz darauf ſaßen wir im Motorboote, und ſurrend und ratternd fuhr das Schifflein quer über das Waſſer hinüber. Die Wellen ſpritzten auf und glitten raſch an den Seiten des flinken Fahrzeuges hin.

Die kurze Fahrt hat uns viel Freude gemacht. Nachts um zwölf waren wir in Kirkeneß. Am Ufer ſtand ein norwegiſcher Geiſtlicher. Er nahm ſich unſrer an.

Der Konſul ſchlief bereits, war aber nicht im geringſten ungehalten darüber, daß er geweckt wurde, lachte, als er uns ſah, ſagte: „Aha, wieder ein paar“ und murmelte etwas von Teufelskerlen und: quer durch Finnland, lachte wieder und gab uns die Hand. Wir folgten ihm in ein Hotel und haben da bis zum einunddreißigſten Auguſt gelebt wie Fürſten. Ich weiß nicht, ob in der Zeit Verhandlungen unſertwegen hin- und hergegangen ſind. Möglich iſt es wohl.

Am Tage nach unſerer Ankunft wurden wir von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet, nachdem wir uns zuvor nochmals gründlich gereinigt hatten. Da ich Huſar war, ließen mir die Leute ein Paar vernickelte Sporen an die Schuhe ſchlagen. Ordentlich eitel bin ich geworden, als ich durch die Straßen ſchritt, und die kleinen Räder an den Sporen klirrten.

Waren da viele Leute, die ſich an uns heranmachten. Sie führten uns in die Gaſthäuſer und ließen uns Bier und Eſſen vorſetzen, ob wir das ſchon reichlich im Hotel hatten, in dem wir wohnten. Etliche ſprachen ein dürftiges Deutſch. Da erkannte ich, daß ſie unſer Volk doch nicht verſtanden. Von dem deutſchen Soldaten redeten ſie in hoher Bewunderung. Er hätte vollbracht, was nie einer vor ihm geleiſtet, und militäriſch ſeien wir gewiß nicht niederzuwerfen. Wohl aber wirtſchaftlich. Ich fragte, was ſie damit meinten. Da ſagten ſie uns, daß in Deutſchland eine Hungersnot ſei. Das Volk leide ſchwer, habe kaum das Notwendigſte und werde über kurz oder lang am Ende ſein. Dann wäre da, worauf die Engländer rechneten, wir müßten einen Hungerfrieden ſchließen, und der Feind werde uns harte Bedingungen auferlegen. Dazu ſchüttelte ich den Kopf. Ich ſei eines Landmannes Sohn, ſagte ich. Nicht auf fruchtbarer Erde, aber ob auch unſere Felder harte Fäuſte brauchten und mit viel Schweiß

gedüngt werden müßten, das täten ſie uns nicht an, daß ſie uns verhungern ließen. Das vorige Jahr habe eine Mißernte gebracht, wußten die Leute. Da wurde ich gradezu fröhlich. Es hat eine Mißernte gebracht, und wir haben doch ausgehalten? Und dieſes Jahr? — Man höre, es ſei dies Jahr beſſer. Jetzt lachte ich ihnen in das Geſicht. Die Ernte iſt beſſer, und wir ſollten zu Kreuze kriechen? Ihr kennt uns ſchlecht. Ob wir denn wieder mit in den Krieg wollten? Ja freilich. Wir können ſie doch nicht im Stiche laſſen; haben doch auf der Flucht in jämmerlichen Stunden oft davon geſprochen, daß wir es den Feinden heimzahlen wollten und müßten, daß ſie uns in ſo harte Not gebracht.

Die Leute wollten auf unſere Regierung ſchimpfen. Da mußte ich ihnen ſagen, daß wir in Deutſchland der Regierung alles Vertrauen entgegen brächten, daß wir den Kaiſer lieb hätten und nicht im geringſten an ihm zweifelten. Sie wollten nun einen Unterſchied machen zwiſchen Kaiſer und Regierung, aber wir ſtanden auf und gingen fort von denen, die uns die Heimat dreckig machen wollten. So iſt es uns unterwegs noch oft gegangen, auch auf dem Schiffe. Sind Leute an uns heran gekommen, die es anſcheinend gut meinten. Sie boten uns Arbeit an in Norwegen und Lohn bis zu zehn Kronen am Tage. Aber wir haben nur geſagt, wir müßten heim. Und

als sie uns dann in die Augen sahen, da sind sie still gewesen.

In Kirkeneß war auch eine junge Frau, die kurz vor dem Kriege dahin geheiratet hatte. Die sprach unsere Muttersprache endlich so, daß uns Heimatluft aus ihren Reden entgegenwehte. Und die war, wie wir, gewiß, daß wir den Krieg gewinnen würden, daß uns die Heimaterde so wenig im Stiche lassen werde wie die Grauen.

Am neunundzwanzigsten hatten wir noch eine große Freude. Trafen da noch zwei in Russenkitteln ein, die darunter die feldgraue Uniform trugen. Mit denen hatten wir in Dauria zusammen gelebt. An der Murman-Bahn hatten sie sechs Kilometer südlich von uns gearbeitet. Sie waren zehn Tage länger unterwegs gewesen als wir und hatten schier noch mehr der Wunder erlebt.

Übermüdet, waren sie einst am Feuer eingeschlafen. Da war der Brand auf ihre Bündel übergesprungen, und als ihnen der Qualm in die Augen biß, und die Flammen begannen, ihnen an den Kleidern zu fressen, da waren sie aufgesprungen und hatten alles verloren gehabt. Das Brot verbrannt, der Tee, und was sie sonst mitgenommen hatten. Muß ihnen elend zumute gewesen sein; denn nun langte der Hungertod mit dürren Armen nach ihnen. Sie wagten aber den Weitermarsch und kamen zu Häusern

und Hütten. Allenthalben jedoch waren die Leute nicht daheim. So erbrachen die Hungernden die erſte Tür, fanden reichlich Mehl und fingen an zu kneten und zu backen. Sie ſagten, ſie hätten nur genommen, was ſie unbedingt bedurften, aber am Ende hat es den Leuten hernach im Winter doch gefehlt. Aber ich würde es in gleicher Lage auch gemacht haben wie die zwei. Daß wir es an der Tuloma nicht getan hatten, das hatte uns ja faſt in den Tod gejagt. Und ſo war es den Kameraden noch mehrfach begegnet. Häuſer, in denen reichlich Lebensmittel aufgeſtapelt waren, aber menſchenleer.

Von Kirkeneß aus habe ich mein ruſſiſches Geld an den Lehrer aus meiner Heimat geſchickt, der auch nach Dauria überführt worden war, und habe auf eine Poſtkarte geſchrieben: „Der ſiebenundzwanzigſte Auguſt war der ſchönſte Tag meines Lebens.“ Er wird es verſtanden haben, zumal die Karte ja aus Norwegen kam.

Am einunddreißigſten nahmen wir herzlichen Abſchied von allen, die uns Gutes getan hatten, und gingen an Bord des Dampfers Finnmarken.

Haben auf der Fahrt noch unendlich viel Schönes geſehen. Ich möchte wohl ſo in zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren noch einmal dort hinauf.

Als wir am Nordkap vorüber kamen, war das Wetter hell, und der ſteile Inſelberg war deutlich

ſichtbar. Etliche Male ſind wir auch auf Stunden an Land geweſen. Was ſoll ich von den norwegiſchen Städten erzählen? Das haben andere weit beſſer getan, als ich es könnte.

In Drontheim war dann die Schiffahrt zu Ende. Wir waren zwar dritter Klaſſe gefahren, aber zweiter Klaſſe verpflegt worden. Das alles war von Kirkeneß aus geregelt worden. Die Verpflegung war ſehr gut. Das Eſſen ging allerdings der Zähne wegen noch langſam, und ich war vorſichtig, weil ich meinte, wenn ich herzhafter zubiſſe, könnten wohl die Zähne aus den Kiefern herausbrechen.

Ein luſtiges Erlebnis hatte ich noch auf dem Schiffe. Fuhren da zwei ältere Herren mit, denen man die Staatsangehörigkeit leicht anſah. Der eine ein Ruſſe, der andere ein Franzoſe. Sie verſuchten, ſich zu verſtändigen, aber der Ruſſe ſprach nicht franzöſiſch, der Franzoſe nicht ruſſiſch. Beide aber konnten ſie deutſch. So redeten ſie denn in meiner Mutterſprache vom Kriege.

Der Ruſſe: „Die Deutſchen wollen nach Paris.“

Der Franzoſe: „Auf der Karte kommen ſie mit dem Finger dahin, ſonſt nicht. — Sollen übrigens des öfteren Gefangene von der Murman-Bahn entfliehen.“

Der Ruſſe: „Ja. Warum ſie das tun? Erſt geſtern ſollen Flüchtlinge durchgekommen ſein.“

So eine ganze Weile. Ich ſtand nicht weit von

ihnen und lachte in mich hinein. O ja, es waren Feldgraue unterwegs, die es drängte, wieder mit den Brüdern in einer Reihe zu ſtehen. Und warum ſie von der Murman-Bahn flohen? Herr Ruſſe: Wenn du drei Tage dort gearbeitet haſt, dann wirſt du wiſſen, warum wir fliehen.

Unterwegs traf uns die Kunde von der Kriegserklärung Rumäniens. Die überraſchte die Norweger nicht. Auch jetzt blieben ſie bei ihrer Rede, daß Deutſchland militäriſch nicht unterzukriegen ſei.

Wir ſelber wußten nicht recht, was wir ſagen ſollten, aber kleinmütig ſind wir doch keinen Augenblick geworden.

Von Drontheim fuhren wir mit der Bahn nach Chriſtiania. Da trafen wir am ſechſten September um elf Uhr fünfundfünfzig Minuten mittags ein, erhielten vom deutſchen Hauptkonſul eine Karte nach Saßnitz und waren da am ſiebenten September.

Und da ſtanden lachend und friſch und breitbeinig die Feldgrauen.

Sie ſchüttelten uns die Hände.

„Wie geht es euch?“ fragten wir haſtig.

„Och, gut“, antworteten ſie. „Und euch?“

„Jetzt auch wieder gut.“

Am neunten September ſtanden wir in Berlin, atmeten tief und weiteten die Augen. So viele Kameraden noch in Feldgrau, und alles ging ſeinen

Weg. Die Wagen fuhren und die elektriſchen Bahnen, und die Leute gingen ihren Geſchäften nach, und die deutſchen Frauen hatten ihre Kinder an der Hand und plauderten mit ihnen.

Ganz vorſichtig bin ich durch die Straßen gegangen. Alles, alles hinter uns, Sibirien, die Murman-Bahn, Finnland und das gaſtliche, aber dennoch fremde Norwegen.

Das letzte Stück der Fahrt nach Torgau habe ich ganz ſtill geſeſſen.

Und dann nach etlichen Tagen ſtand ich wieder an der Saale. Sie rann wie immer, die Wälder rauſchten wie einſt, die Berge buckelten heraus, und von den Hochflächen grüßten die nadelſpitzen Kirchtürme.

Auf der kleinen Station im Seitentale der Saale ſtanden meine Mutter und mein Bruder. Wir konnten nicht ſprechen, drückten uns die Hände und wollten uns nicht loslaſſen. Zwiſchen ihnen ſtieg ich bergwärts. Und da ſtand das Haus mit dem braunen Balkenwerke, ich trat durch die Tür und war daheim, daheim.

Gustav Frenssen, Die Brüder. Eine Erzählung. 74. Tausend. Geh. 5 M., geb. 6,50 M.

— — So ist das Buch erfüllt von dem Geist unserer Tage, eine Offenbarung der besten Kräfte der deutschen Volksseele und eine Verherrlichung des deutschen Volkstums, das seine Tüchtigkeit in den gewaltigen Taten dieser weltumwälzenden Zeit, wie vorher in den neiderregenden Erfolgen seines friedlichen Schaffens, staunenerweckend bewährt. Ein Buch unserer Zeit, und nicht nur unserer Zeit, ein Kunstwerk, das ein Volksbuch zu werden den höchsten Anspruch geltend machen darf, hat Frenssen uns mit seinen „Brüdern" geschenkt.

Breslauer Zeitung.

Dieses Buch greift in innerste Herzensgründe. Man gewinnt es lieb mit seiner Güte und Gerechtigkeit, mit all seinen deutschen Menschen. Und den, der es schrieb. Frankfurter Zeitung.

Frenssen beweist, daß er noch immer auf der Höhe der Erzählungskunst steht. Auch rein sprachlich betrachtet ist die Erzählung voll außerordentlicher Kraft des Ausdrucks. Es wurzelt zutiefst im Geist und in der Not der Zeit und wächst empor zu einer Offenbarung des wahren Wesens unseres Volkes. Ein Hochgesang auf die Seele Deutschlands, ein Heldenlied auf Deutschlands Flotte: das ist das neueste Buch des dithmarsischen Dichters. Hamburger Fremdenblatt.

Frenssen stellt seine Menschen immer auf die Lebensprobe. Er setzt sie dem Fegfeuer widriger Geschicke aus. In der Art, wie sie sich hier als ehern erweisen, tut er die seelische Elastizität, die geistige Spannkraft kund, die für seine Menschen zeugen. Das Leben ist ihm kein Spiel. Den Zufall, die Laune, das Absonderliche meidet er. Einfach rollt Frenssen die Handlungen ab. Aber gerade diese Einfachheit wird bedeutsam. Wie das Leben der Primitiven immer das schwerste ist. Wer über die wandelnden Wellen des Großstadtmeeres schreitet, wird bald hochgetragen, bald niedergeworfen. Aber die Menschen auf dem flachen Lande sind allen Stürmen ausgesetzt, ohne sich beugen, ohne sich vor ihren Lasten flüchten zu können.

Gewiß haben wir Kriegserzählungen, Schlachtenschilderungen in wechselvoller Perlenreihe erhalten. Aber über der Gabe Frenssens liegt doch ein eigener Schimmer, der nicht verklärt, nicht in Streiflichtern leuchtet, sondern in dem ruhigen, großen Glanz nüchternen Aufbegehrens stämmiger Bauernmenschen steht, der immer der letzte, entscheidende Beweis für die Widerstandskraft, die Geschichtsberufung eines Volkes ist. Die Post.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin

Ernst Schubert, Ruhm. Ein Novellenkranz um Friedrich den Großen. 3. Tausend. Geh. 3 M., geb. 4,50 M.

Ein Buch, nicht aus der Zeit geboren und doch für diese Zeit geschrieben, ahnungslos, unabsichtlich. Ein Buch von Krieg und Helden, von Tragödien daheim, die der Krieg draußen inszeniert, von Schicksalen, die eine Schlacht besiegelt, ein Buch, das von Frieden zu Frieden durch den Krieg hindurchführt — aber nicht unser Krieg, der so erschreckend nahe ist; es sind die Feldzüge des Großen Friedrich. Es ist das Leben dieses größten Königs, das in fünfzehn Novellen seinen Schatten oder sein Licht wirft. Nicht eigentlich Novellen von ihm selbst, nicht sein eigen Leben wird ausgeschlachtet. Er ist nur das Schicksal in diesen Novellen, er ist der glühende Hintergrund, vor dem die Silhouetten stehen, er ist der Orgelpunkt der ganzen Harmonik. Und weil wir sein Leben nur so in anderen Geschicken finden, weil wir dem Wirken seiner Persönlichkeit in Großem und Kleinem begegnen, begreifen wir den Umfang seiner Persönlichkeit, die Fülle seines Lebens. Größer, lebendiger, erschreckend warm, überwältigender und herrlich-furchtbarer als aus dicken Geschichtsfolianten tritt der Große Fritz aus diesem unauffälligen Buch heraus.

Man muß es den Lesern gönnen, selbst den Reiz der Novellen auszukosten, die neben allem Gehalt von hoher novellistischer Kultur sind. Ihre Kunstform ist tadellos. Es gibt Kabinettstücke unter ihnen: eine Windspielgeschichte, wo hinter dem Kreatürchen das ganze blutige Fanal der Zeit lodert; die berühmte „Bon soir, messieurs"-Anekdote, die hier nur ein Ton ist in der Cellomelodie eines glühenden Schicksals; die erschütternde Erzählung vom „Preußischen Major" und das mystisch umwitterte Sterben der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth. Dazwischen die größte Novelle „Niobe", das Ende einer Kindheit. Eine Novelle vom Knaben, keusch, anmutig, rührend, zart und tief, wie es dieses Alter selbst ist. Und in allen Geschichten so viel Zeitduft, so viel Lebendigkeit von Mensch und Tier nicht nur, auch von Gerät und Landschaft! Der Himmel spricht, die Tabatiere spricht. Und wo Friedrichs Tafelrunde auf der Schloßterrasse sich ergeht, weht uns der ganze Zeitgeist an. Berliner Börsen-Kurier.

Schubert ist ein echtes Erzählertemperament voll Blut und sinnlicher Kraft. Der Tag.

Es ist ein starkes Talent, das sich in diesen mit der Sehschärfe und der sicheren Hand eines Menzel gesehenen Bildern offenbart. Der Türmer.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin

Johannes Jegerlehner, Grenzwacht der Schweizer. Eine Erzählung. 7. Tausend. Geh. 2 M., geb. 2,50 M.

Da die Deutschen — scheint's — nicht genug Kriegsliteratur produzieren, verschreibt man sich Ersatz aus dem neutralen Ausland. Aber dieser erste Ärger, mit dem man nach dem Buche greift, verfliegt schnell: es kommt aus der Schweiz, die nichts Schlechtes exportiert; und es kommt von Johannes Jegerlehner, den man längst liebt, sofern man die Schweiz liebt. Ein beigegebenes Bild verrät ihn selbst als Soldaten, sogar als Regimentskommandeur, und da weiß man nun sofort: das ist endlich mal wieder kein Schreibstubenbuch, sondern ein Erlebnis.

So kommt's, das man ein Buch, das man geärgert aufschlug, liebend zuschlägt. Denn ein mannhafter Dichter hat es geschrieben, seinem Erleben treu, und ein deutscher Dichter. Das Germanische des Schweizertums strahlt in diesem Buch so stark, daß der deutsche Leser stolz wird. Es ist darum für uns mehr als ein Spiegel, der unseren Krieg auffängt. Immer bemüht, neutral zu bleiben, taucht aus jedem Wort Jegerlehners, des „urchigen" Schwyzers, aus jedem Bild, wie er es tieffühlend schaut, aus jeder Stimmung, die er empfindet, das deutsche Wesen. Und wie — die Schweiz sollte auch gegen Deutschland sein? die Schweiz, der Schiller, ein gewisser Deutscher, ein heiliges Nationalgut in die Felsen gemeißelt hat?

Man darf nicht glauben, daß das Buch nur vom Militärischen handelt. Es werden bald die Menschen, die einen interessieren, die Männer, die im Uniformrock stecken — zufällig stecken! Welche schöne, unsentimentale Art hat Jegerlehner, Geschicke zu erzählen!

Aber das Betörendste dieses Kriegsbuches ist: es kommt aus einem Lande, wo der Krieg nur ein Manöver ist. Ein jahrelanges, entbehrungs- und mühsalreiches, aber doch nur Manöver! Nicht in Blutlachen — in Bergseen spiegelt sich da die Sonne. Man wärmt sich an dieser schweizer Sonne; man wärmt sich an Jegerlehners Buch. Es ist ein Stück Schweiz, von der Schweiz, die unserem Kaiser drei Armeekorps erspart. Und also ist dieses Buch ein Kriegsdokument, entstanden aus dem germanischen Geist, dem Geist der Rasse, die siegt. Kurt Münzer (Literar. Echo.)

Otto Rodehorst, Und wenn die Welt voll Teufel wär! Ein Bericht, wie kleine Leute den großen Krieg miterlebten. 8. Tausend. Geh. 2 M., geb. 2,50 M.

Aus der übergroßen Flut der Kriegsliteratur hebt sich diese Perle strahlend hervor. Ich wünsche, daß ihr wärmender Glanz in viele Herzen hineinleuchtet. Die Seele des Deutschen, im besonderen des niedersächsischen Volkes spricht aus diesem kleinen Kunstwerk, dessen Zauber kein Leser sich entziehen kann. Tägliche Rundschau.

Grote'sche Sammlung

von

Werken zeitgenössischer Schriftsteller

Hundertsiebenundzwanzigster Band

Gustav Schröer, Die Flucht von der Murmanbahn

89100034354

b89100034354a

89100034354

B89100034354A